Junge Welt

3
18. 1945

BERLIN · JANUAR/FEBRUAR 1944 · JAHRGANG 6 · HEFT 1/2

30 Pf.

5

Junge Welt

3
18 1945

BERLIN · JANUAR/FEBRUAR 1944 · JAHRGANG 6 · HEFT 1/2 30 Pf.

Feuerstürme über BERLIN

Aus den Aufzeichnungen des Luftwaffenhelfers G. KNEBEL

Sie kamen: groß, klein, mit kräftiger Gestalt, mit schmächtigen Schultern, mit blassen, ahnungslosen Gesichtern, mit wissenden Zügen und Augen. Sie kamen mit dicken Wintermänteln — es war noch kalt, der Winter kämpfte seinen letzten Kampf mit dem Frühling — mit und ohne Hut. In der Hand hielten sie einen mehr oder minder wertvollen Koffer, je nach dem Vermögensstand ihrer Eltern.

So waren sie durch das vormittagliche Berlin gegangen in Rotten zu je drei Mann. Ungewiß, was kommen sollte, nur ahnend, daß es mit dem freien Schülerleben zu Ende war. Manch einer war voll freudiger Erwartung. Das Neue reizte. Außerdem wurde man zu Hause nun doch endlich mal für voll genommen, jetzt wurde man Soldat.

Das war aber auch alles, was man wußte. Ungewisse Vermutungen flogen durch die Reihen. Ein paar billige, zum Teil auch alberne Witze wurden aus Verlegenheit gemacht, um die Unsicherheit wegzutäuschen.

Einige Leute drehten sich auf der Straße nach diesem seltsamen Zug um. Der Längste dieser Jungen war ein Meter und neunzig, der Kleinste gerade einsfünfzig. Der Älteste knapp siebzehn, der Jüngste fünfzehn. Und diese Jungen, diese Kinder sollten Soldaten werden?

Soldaten? — Luftwaffenhelfer!

Eine Stube mit elf Mann, zwei mit zwölf und eine mit vier Mann. Stuben mit großen Fenstern, einem kleinen Kachelofen, zweistöckigen Holzbetten, auf denen kunstvoll ein Aufbau von Decken und Kopfkissen thronte. Weiß gescheuerte, engbrüstige Schränke, ein Tisch mit einer großen blauen Porzellankanne, die in altmodischen Haushalten vielleicht im Schlafzimmer mit Waschwasser stehen würde. Hier sollte sie als Kaffeekanne dienen. Die Jungen saßen auf Schemeln um den Tisch herum. Das war also ihr Platz, ihr Spind, ihr Bett. Neugierig blickten sie sich um. Hier also sollte sich ihr Leben für längere Zeit abspielen. Sie faßten es unpersönlich, als wären sie nicht dabei, sondern säßen in einem Kino und sähen ihr Leben wie in einem Film vor sich ablaufen. Man betrachtete gespannt den Korporal — wie würde er sein — würde man mit ihm auskommen?

Essen fassen, Sachen fassen, Spind einräumen, Betten bauen, auseinanderreißen und wieder bauen.

Himmelherrgott, wenn derartige Selbstverständlichkeiten schon so schwerfielen, wie sollte das erst später werden. Wochenlang später noch haben manche verzweifelt geglaubt, sie würden nie ein Bett bauen lernen.

Aber Schlappmachen vor den forschenden Blicken der Alten? — Wie würden sie sich benehmen, die Jungkanoniere. Man hatte sie sich wesentlich älter vorgestellt, halbe Soldaten schon. Aber das waren ja noch Kinder, die die Mutti brauchten. — Pimpfe bei der Flak.

Die Jungens fühlten sich bei der Ehre gepackt. Sie merkten diese Umstellung vom Jungkanonier zum Pimpfen. Was konnten sie dafür, daß sie erst lumpige fünfzehn und sechzehn Jahre alt waren und als Stadtkinder etwas schmal in den Schultern und blaß im Gesicht waren. Wer jahrelang Latein gebüffelt und Mathematik gelernt hat, kann nicht die Figur eines Schlossers haben. Sie fluchten, wenn sie geschliffen wurden, und waren stolz, daß sie genau so scharf wie die Soldaten herangenommen wurden. Man nahm sie also doch für voll. Sie waren bemüht, so soldatisch wie möglich zu sein, im Auftreten, im Sprechen, im Handeln.

Das Soldatentum hatte sie gepackt. War nicht auch jedem Deutschen von Urvätern her das Soldatentum mit in die Wiege gelegt worden? Und sie, sie waren die jüngsten Soldaten des deutschen Volkes.

Zweihundertsiebenundsechzig Stufen führen vom Erdgeschoß auf die Plattform. Wie oft waren sie in Reihe hier rauf und runter gerannt. Wenn man sich über das brusthohe Eisengitter der schmalen, steilen Karusselltreppe lehnte, sah man die Schlange von keuchenden Jungensleibern in dünnen schlecht sitzenden, durch das Koppel zusammengepreßten Drillichen heraufkommen. Die schweren benagelten Schuhe polierten ihr eigenes Lied: Wir sind Soldaten, hört unseren schweren Schritt, wir sind Soldaten.

Wie fluchten die Jungen über die verdammte preußische Ungerechtigkeit. Die „Alten" konnten den Fahrstuhl benutzen, sie mußten laufen.

Dunkel, drohend reckte sich der Turm in den Himmel. Gewaltig, unheimlich, abweisend, beinahe feindlich, so schien es ihnen, als sie zum erstenmal vor ihm standen.

Der Posten stand an der Brüstung der Plattform, um die „Neuen" neugierig zu betrachten. Den Jungen erschien der Mann wie einer von einer anderen Welt, von diesem Leben abgesondert,

von der Welt, aus der sie kamen, ausgeschlossen. Hier also sollte ihr neues Zuhause sein. In diese Welt sollten sie untertauchen, hier sollten sie für Gott weiß wie lange leben? Die hohen Gänge und Stuben, die zum Teil Tag und Nacht nur künstliches Licht hatten und an die Kasematten längst vergessener Bücher aus dem großen Kriege erinnerten, in denen jedes Wort, jeder Schritt hohl hallte; in diesen Grabgewölben lagen Menschen, waren Schicksale eingeschlossen, Menschen mit großen und kleinen Sorgen, mit großen und kleinen Freuden. Diese Menschen hier waren schon selbst ein Stück von diesem Turm geworden.

Sie kamen zum erstenmal auf die Plattform. Ein kalter Februarwind riß an dem dünnen Drillich. Sie traten an die Brüstung. Unter ihnen lag Berlin, ihr Berlin. Ihr Berlin, in dem sie jahrelang gelebt hatten, das sie kannten. Wie fremd sah es doch von hier oben aus. Am Horizont hoben sich wie ein paar gute alte Freunde einige bekannte Kirchen ab. Dort war der Funkturm. Undeutlich sah man noch die Umrisse des Kaiser-Wilhelm-Turmes.

Dieser verflucht kalte Wind. Die Glieder wurden blau und steif.

Kaiser-Wilhelm-Turm. Vor einem Jahr hatte man an einem Wandertag einen Schulausflug dorthin gemacht, war lachend und johlend die Treppe hochgeklettert. Man konnte schließlich nicht alle Tage eine Wendeltreppe, noch dazu in einem so romantischen Turm hochklettern. Oben pfiff ein toller Wind. Unter sich sah man die dichte Decke der dunklen Kieferkronen. Laubbäume streckten ihre kahlen Äste klagend in den Himmel. Kalt zog unten die Havel vorbei. Ihr Anblick genügte, um einem das Blut in den Adern erstarren zu lassen. Es hätte gar nicht mehr des schneidenden Windes bedurft, bei dem die Nasen und Ohren blau und rot froren. Die Hände tief in die Taschen des dicken Wintermantels versteckt, den Kragen hochgeschlagen, so kletterte man wieder herunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. So eine Wendeltreppe war doch auch beim Herunterklettern interessant. Unten in der Gastwirtschaft wurde eine heiße Brühe getrunken und die von zu Hause sorgfältig eingepackten Eierstullen ausgewickelt.

Dieser verflucht kalte Wind. Wenn man doch jetzt auch . .

Jetzt hatte man wieder nicht aufgepaßt. Diese elende Träumerei von zu Hause. Wie war das mit dem Vorlauf des Rohres.

Immer die Träumerei von zu Hause. Zu Hause. Eine unendlich lange Zeit schien schon dazwischen zu liegen, eine halbe Ewigkeit, und dabei war man erst gestern früh von zu Hause aufgebrochen, hatte heute die erste Nacht hier geschlafen. Geschlafen? — Nein, geträumt. Geträumt, wovon? Na, von zu Hause, hatte mit offenen Augen an die Decke gestarrt, hatte versucht, die Dunkelheit zu durchbohren, hatte den Kopf auf dem Kopfkissen hin und her gewühlt, auf dem harten, mit Holzwolle gestopften Kopfkissen. Leise, freundlich bullerte der kleine Ofen, draußen hörte man den Wind pfeifen. Aus einer der Unteroffiziersstuben klang ein Radio herüber. Dann tönte der Gongschlag. Man hörte den Nachrichtensprecher die Zeit ansagen. Es klang undeutlich, man konnte ihn nicht verstehen. Dann klang gedämpft zarte Tangomusik. Sie machte wehmütig, steigerte das Gefühl der Verlassenheit. So lebten hier die Soldaten schon jahrelang und waren zufrieden. Wie stellten sie es nur an? Sicher hatten sie ein Mädchen, an das sie dachten. Zu einem Soldaten gehört nun einmal eine Soldatenbraut.

Hatten sie nicht auch jemanden, an den sie denken konnten? Eine kleine Tanzstundenflamme oder die Tochter vom Bäcker von nebenan, mit der man eingesegnet wurde. Vor einigen Jahren hatte man noch auf der Straße mit ihr gespielt. Jetzt hatte sie statt der langen blonden Zöpfe Dauerwellen und zog mit dem Stift vorsichtig die Lippen nach.

Die Tür knallte hinter dem Unteroffizier ins Schloß. Die Uhr der Dreifaltigkeitskirche schlug sechs. Die Fenster waren schon verdunkelt, hell brannten die starkkerzigen Birnen. Die Jungen schlugen die Hefte zu und schoben müde und abgespannt die Schemel zurück. Die Arbeitsstunde war beendet. Infanteriedienst, Geschützexerzieren, Unterricht, Mittagspause, wieder Geschützexerzieren, Richtübungen, Waffenreinigen und Arbeitsstunde. In ihrem Kopf liefen die Gedanken kreuz und quer durcheinander. Es wimmelte von Hebeln und Zwischenhebeln und Rohrvorholfedern. Und alles sollte man auswendig können, dabei war der Geist so spröde geworden, hatte jede Elastizität verloren. Durchpunkt und Durchpunktsebene, Seitenvorhalt, Meßpunkt und Zielebene . . .

Nur nicht mehr daran denken. Jeder versuchte seine Gedanken so schnell wie möglich loszureißen. Der eine pfiff eine Schlagermelodie, der andere sang eine alte Landsknechtsweise. Dort machte einer seine Sachen für morgen appellfähig. Hier stritten sich zwei, weniger aus dem seelischen Zwang, verschiedene Meinungen zu haben, als vielmehr aus Oppositionslust. Man mußte irgendwie seine Stimmung abreagieren. Der Streit drohte in eine gelinde Prügelei auszulaufen. Schon war ein Ring von Zuschauern gebildet. —

Draußen war eine sternklare Nacht. Mild leuchtete das Licht des Mondes. Man konnte die Andeutung der Mondkrater sehen. Der Mann im Mond. Wie viele Augen mochten jetzt auf die leuchtende Scheibe schauen?

Die alten Freunde und Kameraden, die jetzt beim RAD. lagen oder vielleicht schon irgendwo im weiten Rußland auf Posten standen, das Gewehr fest an sich gepreßt. Und die, die noch zu Hause waren, jetzt durch die dunklen Straßen eilten und flüchtig in den nachtdunklen Himmel schauten und an Fliegeralarm dachten. Wie beständig war doch das Licht der Sterne, das auf das unbeständige Erdentreiben leuchtete. Wie ruhig und gesammelt man doch wurde, wenn man die Erhabenheit der Sterne spürte.

Laut schrillt die Alarmglocke. Die Jungen springen aus den Betten, fahren in die säuberlich zusammengelegten Drilliche, Stiefel an, Mantel aus dem Spind, den Stahlhelm runter, eilen hinaus, stolpern über Steine und Erdunebenheiten, im Laufen sich anziehend, den Riemen des Stahlhelmes über das Kinn zerrend. Verflucht, der Fahrstuhl ist gerade oben, also die Treppe hoch. Keuchend arbeiten die Lungen. Niemand denkt jetzt mehr daran, daß sie es mal als Ungerechtigkeit empfanden, hier hochrennen zu müssen, während der Fahrstuhl für sie verboten war. Sie sind alle nur von dem einen Gedanken beseelt, so schnell wie möglich nach oben zu kommen und die Geschütze feuerbereit zu machen. Da, jetzt sind sie oben. Kühle Nachtluft schlägt ihnen entgegen. Die Bezüge werden von den Geschützen gerissen. Laut klappend fallen die Deckel der Munitionskästen. Die Magazine klinken mit metallischem Knacken ein. Nun mag der Tommy kommen. Die Scheinwerfer gleiten suchend durch die Finsternis. Leise knarrend arbeitete die Seitenrichtmaschine. Das Geschütz dreht sich herum. Die dunkle Silhouette des auf dem Trittbrett stehenden Visierkanoniers schwenkt mit.

Unter ihnen liegt das aus der Nachtruhe aufgeschreckte Berlin. Sein Schutz liegt in ihren jungen Händen. Die Verantwortung steht in ihren Gesichtern, die durch die Pflicht schon so reif und ernst geworden sind.

Trotzig schiebt sich das Kinn unter dem Stahlhelm vor. Soll er nur kommen, der Tommy, sie werden ihm einen warmen Empfang bereiten.

Die Hände des Ladekanoniers umspannen das Magazin. Es gibt Ruhe und Sicherheit. Leise, beinahe zärtlich streichen die Hände über das kalte Eisen der Kanone. Sie gibt Vertrauen, Stärke, verbindet die „Alten" und die „Jungen". Man weiß, man kann sich aufeinander verlassen. Es sind ganze Kerls, die „Pimpfe". — Kameraden! —

Kamerad Pimpf.

Aufn. Junges Europa, Walter Risch

Die Jugend ist fanatisch

In steigendem Maße weisen feindliche Stimmen immer wieder auf die Gefährlichkeit unserer Jugend hin, die es sich jedoch nur zur Ehre anrechnet, daß sie im Vernichtungsprogramm des Feindes mit an erster Stelle steht. In den jüdischen Haßgesang mischen sich aber immer wieder Stimmen, die voll widerwilliger Anerkennung auf die tadellose Haltung unserer Jungen und Mädel gegenüber den Belastungen des Krieges hinweisen und ihren geheimen Neid darauf nicht verbergen können. Und wenn die anglo-amerikanischen Kommentatoren Vergleiche mit ihrer Jugend anstellen, wird die Bilanz für die Feindseite immer trauriger und alle auf den Zusammenbruch unserer Moral genährten Hoffnungen entschwinden in immer weitere Ferne, je näher diese deutsche Jugend an ihre verantwortlichen Pflichten in Staat und Wehrmacht heranrückt.

Ein amerikanischer Frontberichter kabelte seinen Lesern aus Sizilien, die jungen deutschen, aus der Hitler-Jugend hervorgegangenen Soldaten kämpfen mit einem wahren Nazifanatismus. Und sie verteidigten sich auch in aussichtslosen Lagen wie die Löwen. Anschließend versucht der Berichterstatter vergeblich nach den Quellen dieser den Amerikanern so unheimlichen Kraft zu forschen und gibt schließlich resigniert zu, daß diese deutsche Jugend den Demokratien ein Rätsel ist, hinter das sie mit ihrem vom Materialismus befangenen Denken nie kommen werden.

Leutnant Joachim Schulz-Werner

Hauptquartiere der Jugend

EIN BANN DER HITLER-JUGEND IM KRIEGSALLTAG

Wärme und Licht des späten Sommers walteten noch über dem unendlichen Dächermeer der Reichshauptstadt. Wer auf den Funkturm stieg und von hier den Blick schweifen ließ über Nah und Fern der großen Stadt, glaubte, daß dort unter ihm im Labyrinth der Straßen und Alleen der städtische Alltag wie sonst vom Zeiger der Normaluhr vorangetrieben wurde. Und doch war es, als ob an diesem Augusttag das Riesentier Weltstadt im Inneren voller Aufregung steckte. Man hätte nur in einen der Bahnhöfe hineinzusehen brauchen, wo Mütter und Kinder mit Kisten und Koffern die Züge füllten, man hätte von der Höhe des Funkturms nur in irgendeins der unzähligen Häuser hinabzusteigen brauchen bis in die Wohnung einer Familie; und man hätte dort vielleicht am Schreibtisch des im Felde stehenden Familienoberhauptes einen Sohn des Hauses gesehen, wie er mit übergeschlagenen Beinen auf der Tischkante saß, einen Schreibblock vor sich, zwischen Schulter und Ohrmuschel den Hörer des Telephons geklemmt und so allerlei Dispositionen treffend. Im Vollzug eines Aufrufs des Reichsministers wurden nämlich in allen Stadtteilen die fliegerbedrohten Schulen verschickt und zogen die Frauen mit ihren kleinen Kindern aufs Land; Unterricht fand nicht mehr statt, und so war jeder Junge und jedes Mädchen darauf bedacht, mit seiner Schule fortzukommen; nun, das ging nicht so schnell und dauerte seine Zeit. Aber vielleicht wäre dieser Junge, Schüler der 5. Klasse einer Oberschule und Führer einer Schar der Hitler-Jugend, eben in diesem Augenblick für die Zeit des Wartens mit einer verantwortungsvollen und schwierigen Aufgabe betraut worden: nämlich Adjutant des Bannführers zu werden ...

Der Junge heißt Friedrich Karl, ist so groß wie sein Vater, hat in Mathematik eine „vier" und in Musik und Turnen eine „eins" und spielt Geige. Im Grunde genommen kannte er den Betrieb auf der Dienststelle seines Bannes noch gar nicht, denn in seiner Eigenschaft als Scharführer war er noch nie dort gewesen, hatte aber auch nie Verlangen danach gehabt, denn er dachte, daß man dort an grünen Tischen säße, Tagungen abhielte, Akten wälzte und im Stil von Behörden mit Schreibmaschinen klappere und lange Rundschreiben anfertige. Als Friedrich Karl telephonierte, sprach er mit dem Bannführer selbst; der war ganz neu und mußte erst eben aus dem Lazarett und von der Wehrmacht entlassen worden sein, denn niemand kannte ihn; seine Stimme am Telephon fand Friedrich Karl etwas hart und in der Sprache scharf akzentuiert und nur hier und da von einiger Wärme; der Bannführer hatte durch seinen Hauptstammführer und der wiederum von einem der Gefolgschaftsführer Friedrich Karls Telephonnummer bekommen. Das Ganze war für den Vierzehnjährigen natürlich eine riesige Überraschung, und es sei ruhig gesagt, daß er sich fortan etwas wichtig vorkam und seiner Mutter schon den Vorschlag machte, das Telephon vom Schreibtisch des Vaters in sein eigenes Zimmer zu verlegen; freilich lachte die Mutter darüber, aber insgeheim war sie auch stolz auf Friedrich Karls großen Auftrag, wenn sie nun auch wieder etwas mehr bangte um die Zukunft, die sich mit jeder neuen soldatischen Aufgabe für den Jungen fester und unheitlicher gestaltete; Friedrich Karl wollte wie sein Vater Offizier werden.

Tatsächlich war dieser Auftrag, den er so lange ausführen konnte bis seine Schule im Oktober verschickt wurde, eine regelrecht soldatische Angelegenheit. Was Friedrich Karl nun im Verlauf seiner Tätigkeit als Adjutant des Bannführers zu sehen bekam, was er in seiner Begleitung tat, was er unternahm, was er an Befehlen ausführte oder selbst auch zuweilen anordnete, erinnerte ihn oft an die Schilderungen seines Vaters, der Offizier im Generalstab einer Armee ist. Ganz gleich, ob es der Morgenappell auf der Dienststelle im Zimmer des Bannführers war, ob es eine Besprechung der Führerschaft an Hand von Karten oder der Transport einer KLV.-Mannschaft ins Riesengebirge oder ein unerwarteter Besuch bei den Jugendlichen in den Fabriken war — bei allem und immer was vor sich ging auf der Dienststelle oder draußen in den Einheiten der Hitler-Jugend: es hatte nicht nur den Anschein des Soldatischen, sondern es wurde in jeder Beziehung mit der Genauigkeit und Schnelligkeit, mit der Disziplin und dem Eifer des Soldaten getan. Und das war und ist ja das Kennzeichen aller Arbeit unserer Hitler-Jugend während des Krieges: dem Heer wird ein tüchtiger und befähigter Nachwuchs herangezogen, Wehrertüchtigungslager und Sonderformation sind Vorbereitung auf die militärische Laufbahn, der Hitlerjunge von heute ist der Soldat von morgen, die Einheit der Hitler-Jugend gleicht, was Aufbau und Führung anbelangt, in manchem dem Heer, allein, die Seele des Ganzen ist doch der Geist der Jugend, die Initiative der Jugend, das Moment des

Jungenhaften und Jugendlichen, der Idealismus, um es dann beim richtigen Namen zu nennen, der Idealismus der Jugend.

Die Dienststelle einer Bannführung im Westen des Reiches, bei einem Fliegerangriff schwer getroffen, war nach wenigen Stunden so weit in einem Kellerloch wieder vorhanden, daß der Hauptstammführer als Stellvertreter des Bannführers von einer provisorischen Kommando- und Leitstelle aus mit Feldtelephonen der Nachrichten-Hitler-Jugend, mit Meldern zu Fahrrad und zu Fuß zusammen mit dem Bannführer, der dauernd unterwegs war, die Hilfsaktion der Hitler-Jugend führte. In einem Landbann hat sich der Hauptstammführer in Ermangelung einer Kraft, die die Telephonzentrale bedient, den ganzen Apparat auf sein Zimmer legen lassen; der Bannführer bewältigt das umfangreiche Gebiet

Die eifrigsten Helfer bei den Aufräumungsarbeiten nach Luftangriffen sind die Hitlerjungen, deren Improvisationsgeist von ihrer harten und unerschütterlichen Haltung spricht

Flugkapitän Hanna Reitsch, die erste deutsche Frau mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse inmitten von deutscher Jugend, deren Herz ihr begeistert entgegenschlägt.

seines Bannes nicht wie früher im Auto, sondern besitzt ein kleines Tretmotorrad, das natürlich seine Launen hat und oft unterwegs geschoben oder repariert werden muß. Ja, die Bannführer in den großen Städten, deren Bereich, — an Quadratmetern gemessen, — kleiner ist als das in den Landbannen, lassen es sich nicht nehmen, mit dem Fahrrad die Inspektionsreisen anzutreten und wie einstmals in der Kampfzeit von morgens bis abends mit ganz kurzen Eßpausen unterwegs zu sein. So wird auf den Dienststellen der Hitler-Jugend vieles aus der Gegebenheit des Augenblickes und den Möglichkeiten, die er bietet, einfach improvisiert und zum Schluß aus der Not eine Tugend gemacht. Aber nirgendwo wirft einer darüber die Flinte ins Korn; Schwierigkeiten und Überraschungen können noch so unangenehm und groß sein, immer siegt der Idealismus und die Tatkraft der Jugend, der Eifer, mit dem die Pimpfe und Hitlerjungen zu Werk gehen, der Schwung, der hinter der ganzen Sache steckt, wenn die richtigen Leute an der Führung stehen.

Das schöne Wort „ehrenamtlich" hat ja überhaupt in der Hitler-Jugend einen ganz besonderen Klang, daran werden sich all die alten Hitler-Jugend-Führer erinnern, die heute im Feld stehen. Ehrenamtlich, das bedeutet: nach des Tages Last und Müh' vom späten Abend bis in die Nacht hinein auf der Bannführung zu sitzen, Pläne auszuarbeiten, Material für Schulungen zu besorgen, Besprechungen abzuhalten, Besuche von allen möglichen und unmöglichen Leuten zu erhalten und dann womöglich am anderen Tag eine Mathematikarbeit zu schreiben oder im Betrieb wegen wichtigster Arbeiten Überstunden zu machen. Heutzutage sind auf einer Bannführung allerhöchstens drei Kräfte hauptamtlich tätig, das ist der Bannführer, der Hauptstammführer und eine Schreibkraft; die sind pünktlich morgens im Dienst und sitzen womöglich spät abends noch da, wenn auf der Dienststelle eigentlich erst der „Betrieb" angeht; der Leiter der Hauptstelle III beispielsweise, der auch die weltanschauliche Schulung im Bannbereich unter sich hat, kann um diese Zeit erst seine Stichproben bei der Arbeit in den Einheiten machen; der Leiter der Gesundheitsstelle bespricht mit dem Bannarzt die Zahnsanierungsaktion oder die Ausbildung der neuen Hitler-Jugend-Feldschere; der Sozialstellenleiter berät mit dem Bannführer die Erfassung der Jugendlichen in den Betrieben; der Beauftragte für die Weihnachts-Spielzeuganfertigung zerbricht sich den Kopf darüber, wie er das Kontingent von zwanzigtausend Rollwagen, Kreiseln, Hampelmännern, Puppenbetten, Flugzeugen erfüllen soll; der Hauptstammführer empfängt Eltern, die tagsüber keine Zeit zu Besuchen haben. Es ist wahrhaftig kein Kinderspiel, und wenn endlich zu später Stunde Ruhe ist, muß die Luftschutzwache antreten, die aus freiwilligen Jungen besteht und der ganz besonders aufgegeben wird, auf die Fahnen zu achten, die im Zimmer des Bannführers stehen. Nichts kann uns rauben Liebe und Glauben ...

Und wenn dann eines Tages dieser und jener Hitler-Jugend-Führer des Bannes, etwa der Adjutant des Bannführers, der ja das Gesicht der Hitler-Jugend von Grund auf kennengelernt hat, eingezogen wird, so wird er sehr bald merken, wie ganz anders die Atmosphäre in der Kompanie oder im Bataillon ist, aber wie doch überall und immer Parallelen gezogen werden können. Die Person des jungen Bannführers, der das EK. I. und das silberne Verwundetenabzeichen trägt, findet er wieder im Kommandeur, der genau so ein straffer, elastischer und doch wiederum auch menschlicher Führer ist wie er. Der 38jährige Personalstellenleiter, der tagsüber auf dem Polizeipräsidium arbeitet und jeden Abend auf der Bannführung zu finden ist, hat sein Ebenbild in dem alten Feldwebel, der mit demselben unerschütterlichen Idealismus ständig im Dienst ist. Und all die jungen und jüngsten Kameraden, die Führer der Gefolgschaften und Stämme finden sich wieder in den blutjungen Offizieren, die eben von der Offiziersschule kommen. Die Dienststelle eines Bannführers ist gewiß nur ein kleines Rad in dem großen Getriebe der Heimatfront, achttausend oder fünfzehntausend Jungen, das entspricht gerade einer Division in Friedensstärke; aber in der Heimat geht es weniger um Zahlen und Statistiken als vielmehr um den Glauben, um die Tatkraft und um den Idealismus, und der läßt sich nicht organisieren, der kann nur übertragen werden von Mann zu Mann und muß seinen Ursprung haben in den Führern selbst und von dort ausgehen wie eine unsichtbare Kraft, die jeden erfaßt. Die Bannführer der Hitler-Jugend haben in diesem Krieg mehr als nur einen kriegswichtigen Auftrag, sie haben einen lebenswichtigen Auftrag, nämlich die Jugend des Reiches für den Kampf des Reiches zu stählen.

Wolfgang Schwerbrock

Diese Jungen werden NIEMALS verzagen!

Die Hitler-Jugend hat einen Typus der deutschen Jungen geschaffen, der Selbstbewußtsein und Standhaftigkeit miteinander vereint. Diese Jungen können ihrer Natur nach keinen Gedanken an Niederlage und Untergang aufkommen lassen.

Aufn. Junges Europa, Fritz Emde, Walter Risch

Fernando der Hornist

Hendaye ist eine kleine Stadt an der Biskaya. Die runden Hügel der grünen Pyrenäen stoßen an ihr vorbei bis fast ans Meer. Aus den Bergen, dort wo sie steiler und einsam sind, kommt die Bidassoa, ein Fluß, der in seinem Unterlauf die Grenze zwischen Spanien und Frankreich bildet. Wo er, von der Ebbe angezogen oder von der Flut mächtig aufgestaut, in die Biskaya mündet, liegt Hendaye. Herüber schaut von der anderen Seite der Bidassoa das spanische Städtchen Irun, ein Brand- und Schandplatz der Roten, eine Gedenkstätte tapferer Soldaten im spanischen Freiheitskrieg.

Eine steinerne Wagenbrücke und eine stählerne Eisenbahnbrücke verbinden dicht nebeneinander die beiden Städte über das Wasser hinweg. Vor wenigen Jahren traf der Führer in Hendaye den spanischen Staatschef, den Caudillo der Falange. Da war es noch nicht lange her, daß unsere Legion Condor im Spanischen gegen die Bolschewisten gekämpft hatte. Seitdem hatten die Roten ihre Pläne, alle Völker Europas zu beherrschen, keinen Tag aufgegeben. Als nun die deutschen Soldaten im Osten zum Kampf antraten, ließ es den tapferen Spaniern keine Ruhe. Sie wollten an unserer Seite stehen. Deshalb rüsteten sie eine Division von Freiwilligen aus, und kaum drei Wochen später fuhr der erste Zug mit den spanischen Männern schon von Irun nach Hendaye hinein, wo deutsche Soldaten ihn erwarteten.

Das gab einen tollen Jubel. Der rauchige Bahnhof leuchtete von frischem Grün und flatternden Fahnen, und mitten auf dem Bahnsteig hing breit und groß unter dem Dach ein Schild: Die deutsche Wehrmacht grüßt die spanischen Freiwilligen. Die hockten bei der Einfahrt auf der Lokomotive und dem Tender, hingen aus den Fenstern und Türen und waren oben auf die Dächer geklettert. Arriba Espagna! schrie es von hüben und drüben; Heil Hitler! klang es wider. Eine Regimentskapelle, schnurgrad ausgerichtet, schmetterte Begrüßungsmärsche und ließ sich auch nicht aus dem Takt bringen, als nun der Zug hielt und die Spanier wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm heranbrausten, um die deutschen Kameraden vor Begeisterung zu umarmen. Tsching, tsching, bum, bum, donnerte die Kapelle weiter.

Mit schallender Stimme befahlen die spanischen Offiziere ihre Männer zusammen. Bald stand eine lange Front. Da riß die Musik ab. Ein deutscher Generaloberst, ausgezeichnet mit dem Ritterkreuz, begrüßte den spanischen General, an dessen Schärpe faustdicke, silberne Troddeln schimmerten.

Die erste Kompanie der blauen Division war bei der deutschen Wehrmacht eingetroffen. Bald folgten ihr die andern. Der Bahnhof von Hendaye, Umschlagplatz, Begrüßungsort und Verpflegungsstelle zugleich, glich einem Heerlager spanischer und deutscher Soldaten.

Als am zweiten Tage der mit der Durchführung der Maßnahmen beauftragte deutsche Kommandeur vor dem Eintreffen eines Zuges über den Bahnsteig ging, trabte ein Bürschchen von vielleicht zwölf Jahren munter auf ihn los, baute sich kerzengerade vor ihm auf, daß er anhalten mußte, ob er wollte oder nicht, und schnatterte auf Spanisch eine Ansprache daher. Der Major, belustigt und vielleicht auch angerührt von den blitzenden Augen und der kecken Stimme, besah sich den Knirps aufmerksam von unten bis oben. Leinensandalen mit geflochtenen Sohlen trug er, darin staken an den Knöcheln gebundene Hosen aus dem sandfarbenen Stoff der spanischen Uniformen, und vom selben Tuch kleidete ihn ein Rock im soldatischen Schnitt, auf dem braunschwarzen Haar aber thronte keß die leuchtendrote Baskenmütze mit der Kokarde in den spanischen Farben. Ein kleiner Soldat, ohne Zweifel, und seines Zeichens ein Hornist. Denn die rechte Hand umschloß wie zur Parade ein blitzblankes Signalhorn. Aber ein Junge doch, ein Kind, vielleicht von zu Hause weggelaufen.

Wie heißt er? Was will er? fragte der Major seinen Dolmetscher. Und schon, als habe er ohne Uebrsetzung verstanden, rasselte der Junge wieder los: Ich heiße Fernando Fernandez-Fernandez. Ich bin Soldat, ich gehöre zu denen, die eben mit dem Zug abgefahren sind. Ich habe den Zug verpaßt, ich muß sofort hinterher. Bitte, geben Sie mir einen Fahrschein, bitte, lassen Sie mich doch fahren, sie haben ja keinen Hornisten. Wie alt ist er? Ich bin schon länger bei den Soldaten in der Kaserne gewesen. Ich habe nur diesen Zug versäumt, ich muß sofort hinterher, sie haben ja keinen Hornisten.

Hat er Papiere? Nein, Papiere hatte das Bürschchen nicht, nur einen Brief kramte es aus seinen Taschen hervor. Der war schon arg zerknittert, aber ein spanischer Hauptmann hatte darin unterschrieben, Fernando sei ein ausgezeichneter Hornist.

Doch das half dem guten Fernando nicht viel. Der Kommandeur wiegte zwar lächelnd den Kopf, aber er konnte den Jungen nicht ohne weiteres der blauen Division nachschicken. Also sagte er zu seinem Adjutanten: Bringen Sie ihn zur spanischen Wache und sehen Sie zu, was sich mit ihm machen läßt.

Aber die spanische Wache hatte auch keine Vorschrift über die Behandlung junger Hornisten, die einer ins Feld fahrenden Division nachreisen wollen. Obwohl Fernando sie im Namen aller guten Geister beschwor, ihm zu helfen, daß er nach Osten fahren könnte, geschah ihm das Gegenteil. Von einem Soldaten geführt, wurde er nach Irun zurückgebracht. Die Enttäuschung! Vor Trauer ließ er den Kopf hängen. Am liebsten hätte er sich mit dem Horn ins Gesicht geschlagen über sein Pech. Juan, Alonso, Pedro, rief er innerlich, warum habt ihr mich denn nicht mitgenommen? Ihr habt es mir doch fest versprochen!

Der Soldat sollte ihn zur Polizeiwache bringen, war gesagt worden. Schon marschierten sie am kleinen Markt vorbei, auf dem Mädel tollten und Buben spielten, diese sorglosen Kinder. Die Sonne brannte. Der Soldat sprach kein Wort mit seinem Schützling, fest knallten die Schritte auf das Pflaster. Indessen dachte Fernando bei sich: Die Polizisten lassen mich gewiß nicht fahren. Bin ich erst bei denen, halten sie mich fest. Dann bin ich verraten und verkauft, die Division ist längst

im Osten, und ich komm niemals hinterher.

An einer Ecke, hast du nicht gesehn, war Fernando verschwunden, und ehe der Soldat noch rufen konnte, war kein Fädchen mehr von ihm zu erblicken.

Wer weiß, wie er es angefangen hatte, jedenfalls strich er eine Stunde später schon wieder auf dem Bahnhof in Hendaye herum. Diesmal wollte er es schlauer anfangen und sich ohne Er-

laubnis in einen abfahrenden Zug setzen. Er mußte mit, koste es, was es wolle. Doch er hatte kein Glück. Als er die Treppe hinaufkam, lief er, ohne daß er flüchten konnte, dem spanischen Bahnhofsoffizier in die Arme, der ihn eben nach Irun hatte bringen lassen. Der fluchte nicht schlecht. Gewaltig schimpfte er ihn aus, er ließ kein gutes Haar an ihm. Fernando lief rot an vor Wut darüber und wegen seiner eigenen Dummheit. Indessen sagte er kein Wort. Aber innerlich kochte es in ihm. Er hätte heulen können, wenn Soldaten heulen dürften. Doch sie müssen gehorchen. Dabei wußte keiner von den Dummköpfen recht, was für ihn auf dem Spiel stand. Keiner ließ ihn ausreden. Sie behandelten ihn, der sämtliche Signale der spanischen Armee aus dem Kopfe blasen konnte wie kein anderer, als wäre er aber auch rein gar nichts wert. Halt bloß den Mund, du Kiekindiewelt, laß dich noch einmal erwischen, dann zieh ich dir hier auf dem Bahnhof die Hosen ab und versohl dir den blanken Hintern!

Diesmal bekamen zwei Soldaten den Befehl, ihn wegzubringen. Einer ging vor, der andere hinter ihm. Es sah aus, als führten sie einen Verbrecher zwischen sich.

Während sie über die Brücke marschierten, unter der sich das Wasser schäumend an den Pfeilern brach, brauste der nächste Zug nach Hendaye vorbei. Helle Rufe klangen her-

Zeichnung: Rudolf Breidenstein

über, Fähnchen flatterten, die Musik tönte auf. Arriba Espagna! Da kam es wie ein wütender Rausch über Fernando. Mit einem Satz stand er auf dem Geländer und sprang kopfvor in die Bidassoa. Das Wasser schlug über ihm zusammen, aber er tauchte auf, zerrte sich die rote Mütze fest an den Kopf, nahm das Horn am Riemen zwischen die Zähne und schwamm in rasehen Stößen voraus. Dieser Teufels-

(Fortsetzung Seite 20)

EIN Leben IN GESUNDHEIT

Daß Schönheit eine Form der Gesundheit ist und daß Natürlichkeit sich gleichsam nach außen und in Anmut niederschlägt, beweisen die Bilder aus dem Dienst unserer Mädchen, von denen wir hier einige unseren Lesern zur Freude veröffentlichen

Aufnahmen: Jung.Europa, Atlantic, Marlo (2)

Fröhlichkeit auf Schiern

Die Wintersportplätze haben sich in ihrem äußeren Bild gewandelt. Wo einst die übermütige Ferienlaune zu Hause war, eine Art farbenprächtiger Eleganz und die angenehmste Weise, sich die Zeit zu vertreiben, da sieht man heute Soldaten, Urlauber, Jugendliche in Schischulen, die nach Gebirgsjägerart geführt werden und auf den östlichen Kriegswinter vorbereiten. Sicher gibt es hier und da noch jemanden, der die alte Erinnerung beharrlich im Gedächtnis behalten will und einen sorgenlosen Aufguß vergangener Zeiten beschwören will, aber müde wirkt es, die Eleganz steht für sich allein, mit schlechtem Gewissen möchte man sagen. — Die fröhliche Natürlichkeit des Schilebens aber hat sich bei unseren Jungen und Mädchen bewahrt. Sie sollen es und sie dürfen es. Denken die Jungen doch nur an den

Schikrieg, ihre Phantasie geht und gleitet sozusagen auf kriegerischem Schiwachs, sie machen Geländefahrten, zwei Parteien, Überfälle, Fuchsjagden — nur die Mädchen sind herzlich — und wie die Jungen meinen können — auf eine einfältige Weise fröhlich. Stakig und knickebeinig wie Fohlen stehen sie auf den Brettern, der eine Teil — und um den anderen Teil nicht zu beleidigen — jagen sie gleich zukünftigen Abfahrtsläuferinnen von — erträumtem — internationalem Ruf die weißen Hänge hinunter. Gemeinsam aber ist ihnen allen eine durchaus bei den Mädchen monopolisierte Art, sich zu freuen, Scherze zu treiben, die Luft zu füllen mit dem quiekenden Geschrei, das sich in höheren Tonlagen bewegt. Die Bilder also, die wir bringen, sind typisch für ihre unverkümmerte Lust an der Maskerade, am Gemeinschaftsscherz, an einer Schimimik und Schikoboldik, die sie haben dürfen und die niemand ihnen neidet (oder die ihnen alle neiden). — Wünschen wir ihnen also gute Fahrt.

Aufnahmen: Nordhaus-Lüdecke

Kriegsberichter Hans H. Henne:

Das kalte Blut

Diesmal zeigte der MTW.-Fahrer seinen Kameraden, daß er seinen Kopf nicht verliert

Die Lage ist folgende: Zwölf sowjetischen Panzern — davon drei mit eingebauten Flammenwerfern — gelingt ein Einbruch in den rechten Flügel des Grenadierregiments, das im Raume von Kriwoi Rog an der Abriegelungsfront kämpft. Neun Panzer T 34 werden im Laufe des Nachmittags abgeschossen. Die übrigen kurven hinter der eigenen Linie in dem schluchtenreichen Gelände herum. Es ist stockdunkel. Der Himmel ist bedeckt, kein Mond-, kein Sternenlicht. Das Gefühl, hinter sich feindliche Panzer zu wissen, sie ratternd kurven zu hören, ist für keinen der Grenadiere angenehm. Der Bataillonsführer befiehlt einen Gegenangriff gegen den Feind, der sich in den Löchern, die man vor einer Stunde aufgeben mußte, eingerichtet hat. Die Grenadiere gehen im Feuerschutz der Mannschaftstransportwagen, die aus Kanonen, Granatwerfern und Maschinengewehren feuern, vor. Leuchtkugeln werden nur sparsam verwandt, um der feindlichen Pak keine Ziele zu bieten. Plötzlich einsetzendes Granatwerferfeuer und „Stalinorgel" - Einschläge zwingen die MTW. anzuhalten. Einem MTW.-Fahrer gelingt es nicht, als das Marschzeichen durchkommt, seinen Motor wieder anzuwerfen. Der Anlasser scheint defekt zu sein. Der Angriff der anderen Wagen geht weiter. Schon wird die Besatzung ungeduldig. „Probier noch mal, Mensch!" ruft der Unteroffizier dem Fahrer zu, „sonst hängen wir schwer ab." In diesem Augenblick braust ein feindlicher Panzer, massig und dunkel, von hinten auf den MTW. zu und rammt sein Schott. Gleichzeitig schlägt der MTW.-Besatzung wildes MP.- und Pistolenfeuer entgegen. Sie ist für Sekundenbruchteile verdutzt, springt dann blitzschnell ab, um nicht länger deckungslos dem Feuer, das ihr von oben aus dem Turm des T 34 entgegenzischt, ausgeliefert zu sein. Der Unteroffizier ist gefallen. Den Augenblick des Abspringens benutzt der T 34, um anzufahren. Er schiebt den MTW. vor sich her. Sicher hat der Kommandant, der den Wagen leer glaubt, die Absicht, ihn als Beute den eigenen Infanteristen zuzuschieben. Aber er hat nicht mit dem Fahrer des MTW. gerechnet. Denn dieser hat den Wagen nicht verlassen, nicht etwa, weil er mutiger gewesen wäre als seine Kameraden, sondern weil er erst zu spät erfaßte, was geschehen war. Nun aber erkennt er das, was die Sowjets vorhaben. Er rührt sich nicht, bleibt hinter dem Steuer sitzen. Er setzt alles auf eine Karte, er will's versuchen. Der Wagen stand, bevor der Panzer ihn rammte, auf einer leichten Anhöhe. Als der T 34 nun zu einem neuen Stoß ansetzt, merkt der Fahrer, daß sein MTW. ins Rollen kommt. Es ist ein Griff. Er kuppelt, stößt den Gang herein. Und es klappt, der Motor springt an. Das, was nun folgt, geschieht in Sekunden. Der Motor des MTW. heult auf, der Fahrer schlägt das Steuerrad ein, kuppelt, schaltet, braust los! Die Dunkelheit steht bereits wie eine Mauer hinter ihm, als der Sowjetpanzer erkennt, daß ihm seine Beute entgangen ist. Der MTW. kommt, obwohl der Panzer ihm einige Granaten nachsendet, unbeschädigt davon.

„Habt ihr hier einen deutschen Granatwerfer gefunden?" fragte der deutsche Unteroffizier die Bolschewisten

Ein Unteroffizier der Schweren Kompanie hörte von den Männern einer Granatwerfergruppe, daß sie nur die Rohre ihrer Werfer vor dem Ansturm der Panzer und der nachströmenden bolschewistischen Infanterie habe retten und in Sicherheit bringen können. Der Unteroffizier überlegte nicht lange, er suchte aus der Gruppe zwei Männer aus und ging mit ihnen durch die Dunkelheit in die Richtung, in der die von der sowjetischen Infanterie besetzten Granatwerferstellungen liegen mußten. Er traf plötzlich auf mehrere Gestalten, die er im vagen Licht einer in der Ferne aufsteigenden Leuchtkugel als Bolschewisten erkannte. Es ist klar, daß zu einem solchen Unternehmen, wie er es durchführte, eine gute Portion Glück gehört, aber es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Glück allein noch nicht das Gelingen macht. Jedenfalls erkannten ihn die Bolschewisten nicht als Gegner, sie nahmen — und die Dunkelheit begünstigte ihre Annahme nur — an, drei von ihren eigenen Leuten vor sich zu haben. Dieser Eindruck wurde noch erhöht, als der Unteroffizier sie in ihrer Sprache fragte: „Habt ihr hier einen deutschen Granatwerfer gefunden?" Dieser Umstand, daß der wagemutige Unteroffizier die russische Sprache beherrschte, war selbstverständlich für sein Unternehmen entscheidend. Dennoch ist seine Kaltblütigkeit bewundernswert.

Die Bolschewisten wiesen auf den

Boden und antworteten, daß sie gerade dabei seien, das Gerät zu bergen. Einer von ihnen, der dem Unteroffizier auf ein paar Meter nur gegenüberstand, hatte bereits eine Bodenplatte geschultert. Der Unteroffizier handelte blitzschnell, kalt und entschlossen. Er schoß den Bodenplattenträger mit seiner Pistole nieder, feuerte auf die andern Bolschewisten, riß das Gerät mit seinen Männern auf und rannte davon. Er brachte Bodenplatten, Zweibeine und Richtaufsätze unbeschädigt zurück. Wenige Zeit später gingen die Werfer in Stellung und unterstützten mit ihren Granaten den Gegenstoß, von dem im ersten Bericht die Rede war.

Sechsmal von sowjetischen Panzern überrollt

Die einzelnen Löcher liegen etwa hundert Meter auseinander. Es ist dämmerig. Der Feind greift mit Panzern an. Diesmal ist seine Infanterie nicht aufgesessen, sie folgt den Panzern vorsichtig in einiger Entfernung. Bei dem jungen Leutnant L. liegt noch ein Melder im Loch. Die Panzer kommen näher. Es sind T 34. Der Leutnant zählt 14 Stück. Er hat keine Handgranaten mehr, er hat auch keine panzerbrechenden Waffen. Trotzdem denkt er nicht daran, zu weichen. Was er tut, scheint sinnlos. Aber er weiß, warum es es tut. Er weiß, daß jetzt alles auf ihn sieht. Sein Loch wird fünfmal von Panzern überrollt. (An seinem Beispiel zeigt sich, daß ein gutes Panzerdeckungsloch von genügender Tiefe immer Schutz bietet.) Beim sechstenmal allerdings wird er bis zur Brust von dem einstürzenden Sand verschüttet. Mit großer Mühe machen sich Leutnant und Melder frei. Da rollt wieder ein T 34 an. Gott sei Dank hat er genug mit den Sturmgeschützen und Jägern zu tun, die den Grenadieren zu Hilfe geeilt sind. Die rechte Raupe des T 34 erfaßt des Leutnants Stiefel — es sind etwas zu große Landserstiefel, über die er oft geflucht hat —, und es gelingt ihm, so unwahrscheinlich das klingen mag, den Fuß aus dem Stiefel zu ziehen, so daß er heil davonkommt. — Er führte, nur mit einem Stiefel, also mit einem Bein in zerrissenen Socken, die wochenlang nicht von seinen Füßen kamen, einige Zeit später mit seinen Grenadieren einen Gegenstoß durch. Am nächsten Morgen einen neuen. Dabei fiel er. Sein Name war innerhalb weniger Stunden über das Regiment hinaus bekannt. Er hielt bis zuletzt durch, ein Vorbild seinen Männern, von denen in diesen Stunden das Schwerste verlangt wurde, Selbstaufgabe bis zum Letzten. Sie und alle, die seine Geschichte kennen, zehren von seinen Taten. Damit hat er sich selbst ein Denkmal gesetzt, damit hat er genug für die Unsterblichkeit deutschen Grenadiergeistes geleistet. Man wird seinen Namen vergessen im Regiment, aber immer wieder werden auch die Neuen von seiner Geschichte hören. Er wurde mit seinem Melder sechsmal von einem Panzer überfahren und hielt aus ...

„Ich fühlte etwas Kaltes an meiner Backe!"

Ich greife weiter aus den Einzelschicksalen dieser Nacht, die ich die Ehre hatte, miterleben zu dürfen, ein anderes heraus. Die Geschichte ist beinah ein Zuviel für den, der schwache Nerven hat. Immer kurvten noch die sowjetischen Panzer umher. Man hörte allenthalben ihre Ketten. Sie waren bis auf dreihundert Meter an den Regimentsgefechtsstand der Grenadiere herangekommen; aber in der Dunkelheit schienen sie sich auch nicht mehr zurechtzufinden. Ein Leutnant des Panzerregimentes der Panzergrenadierdivision „Großdeutschland" stand mit einem Sturmgeschütz und einem Panzer auf Sicherung. Er hatte nebenbei am Tage bereits fünf T 34 und zwei KW 1 abgeschossen und einen weiteren T 34 in der nächtlichen Dunkelheit zur Strecke gebracht. Da ihm sein Standort ungeeignet erschien, rollte er mit seinem Sturmgeschütz um einige fünfzig Meter zurück. Er fühlte plötzlich, so berichtet er, etwas Kaltes an seiner Backe vorbeistreichen. Im Schein einer Leuchtkugel, die in der Nähe des Dorfes abgeschossen wurde, sah er, daß das, was seine Backe berührt hatte, das Kanonenrohr eines T 34 war, den sein Geschütz um wenige Zentimeter nur passiert hatte. Im gleichen Augenblick hob sich der Lukendeckel des Feindpanzers, aber noch ehe sein Kommandant zum Schuß kam, hatte ihn der Leutnant mit seiner MP. abgeschossen. Der Leutnant war geistesgegenwärtig genug, um das zu erfassen, was sich nun ereignen mußte. Der T 34 rammte sein Geschütz, zu gleicher Zeit löste sich unmittelbar neben seinem Kopf ein Schuß aus dem Rohr. Der Knall betäubte ihn beinah und drang wie ein schmerzhafter Stich in seine Ohren. Dennoch gelang es ihm und der Besatzung, von dem Panzer loszukommen. Die Dunkelheit, die ihm vorher beinah zum Verhängnis wurde, war nun sein Schutz.

Ich könnte nun noch die Geschichte zweier Grenadiere berichten, die ebenfalls bei dem besagten Panzerangriff, bis zuletzt in ihren Löchern liegenblieben, schließlich sich einer Überzahl von Bolschewisten gegenübersahen, aus den Löchern gezerrt und entwaffnet wurden. Dann aber — nach dem ersten Schock — sich zur Wehr setzten, sechs Sowjets mit ihren Fäusten niederschlugen und sich nach zwei Stunden beim Nachbarbataillon einfanden, um sofort, obwohl sie nach dem, was sie geleistet und erlebt hatten, Ruhe verdient hatten, am angesetzten Gegenstoß teilzunehmen. Und ich könnte noch andere hinzufügen — sie alle beweisen nur immer dasselbe: Es gibt immer noch eine Chance, und nur der ist verloren, der sich aufgibt.

„Hier Unterkleid... rufe Klippfisch!"

An den schwarzen, manchmal auch roten Schnüren der Feldkabel hängt ein wichtiger Teil der Nachrichtenverbindung, die im Kriege so außerordentlich wichtig ist. Bis zur kleinsten Feldwache reicht das Netz der Fernsprechkabel und oft genug folgt der „Strippenzieher" dem ersten Stoßtruppmann, auf daß sich dann der Krieg selbst gleichsam dirigieren läßt. — Die Hitler-Jugend pflegte in ihren Reihen diese Kunst des Fernsprechens, die gleichzeitig eine Kunst der Geländebeherrschung und oftmals auch der starken körperlichen Anspannung ist und hat der Wehrmacht damit einen gut ausgebildeten Ersatz geschenkt.

Aufnahmen: Barbara Soltmann (3)

Fritz ist doch kein Lausejunge

Von ᛋᛋ-Kriegsberichter H. O. Wuttig

ᛋᛋ-PK. — Hatte er überhaupt einen Vornamen? Die wenigsten wußten, daß er Fritz hieß. In der Nachbarschaft nannte man ihn jedenfalls nur den „Lausejungen", und sogar sein Vater, der als Hauptwachtmeister auf einem Polizeirevier Dienst tat, pflegte, wenn er nach Hause kam, nur nach dem „Lausejungen" zu fragen, denn sicher konnte er damit rechnen, daß dieser wieder etwas angestellt hatte.

Fritz war aber auch die Sonderausgabe eines Lausejungen. Niemals erschien er pünktlich zu Hause zum Essen, immer streunte er auf den Straßen, in den Gärten oder auf den Bau- und Schuttabladeplätzen herum. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Herstellung von Feuerwerkskörpern. Niemand wußte, woher er sich das Material dazu besorgte, immer jedoch besaß er selbstgebastelte Kanonenschläge, Raketen oder Knallfrösche, die er zum Entsetzen der Nachbarschaft hochgehen ließ.

So hatte es sein Vater nicht leicht mit ihm, gerade als ein Mann der Polizei, als ein Hüter der Ruhe und Ordnung. Allein, sooft er auch seinen Sprößling übers Knie legte, der Lausejunge schüttelte sich danach nur wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, und hatte bald darauf schon wieder etwas ausgefressen.

Jedoch Kinder werden älter, und selbst Lausejungen wird es eines Tages zu langweilig, sich neue Streiche auszudenken. Jedenfalls schien Fritz, als er vierzehn Jahre alt geworden war und in die Lehre kam, eine entscheidende Wandlung durchgemacht zu haben und ein vernünftiger Junge geworden zu sein. Allein sein Ruf aus den Lausejungenjahren erwies sich als zäh. Für die Nachbarschaft blieb er der Taugenichts, dem man noch immer alles, was in der Umgebung an Unheil geschah, zur Last legte, und selbst der Vater blieb mißtrauisch.

Als die Hitler-Jugend im vierten Kriegsjahr zur Unterstützung der Polizei im Luftschutz aufgerufen wurde, meldete sich Fritz.

„Nun mußt du dich aber zusammenreißen, mußt beweisen, daß du auch anderes im Kopf hast als dumme Streiche!", sagte der Vater und fügte hinzu:

„Auf mein Revier kommst du jedoch vorerst nicht. Ich habe keine Lust, mich mit dir zu blamieren."

Fritz wußte es durchzusetzen, daß er zum nächtlichen Bereitschaftsdienst doch auf dem Polizeirevier seines Vaters eingesetzt wurde. Und so zogen

Schallplatten für U-Boote

nun Vater und Sohn jeden Abend gemeinsam zum Dienst auf. Der Jüngere mit dem Wunsche, sich zu bewähren, der Ältere stets mit dem unbehaglichen Gefühl, daß sich in seinem Sohn wieder der Lausejunge melden könnte. Und er schien nicht unrecht zu haben.

Es ist in einer der letzten Bombennächte. Ein größeres Gelände, ganz in der Nachbarschaft des Reviers, auf dem sich mehrere Werkstätten und Garagen befinden, brennt lichterloh.

Hier ist das Schnellkommando des Polizeireviers, motorisiert mit einem PKW. und bemannt mit zwei Polizeiwachtmeistern sowie drei Hitlerjungen, unter denen sich auch Fritz befindet, eingesetzt. Treibstoff wird in Sicherheit gebracht, Autos werden aus dem Flammenmeer geholt, Gummireifen auf die Straße gerollt, Akten und Büromaterial geborgen.

Jetzt greift auch ein Zug der Feuerschutzpolizei ein. Man versucht, das Feuer einzukreisen und sein Überspringen auf noch nicht erfaßte Gebäude zu verhindern. Vom Funkenregen übersät, stehen die Männer und geben Wasser aus stärksten Rohren, um ein kleines chemisches Laboratorium, das sich inmitten der Brandstelle befindet, zu retten.

Von den Garagen stehen nur noch die glühenden Stahlgerippe. Jetzt fällt auch eine Tischlerwerkstatt dem Feuer zum Opfer. Neu entfacht, springt eine ungeheure Flamme in die rotbrandige Wolke aus Qualm und Rauch, die über dem brennenden Platz lagert.

Rufe, Kommandos übertönen das Prasseln, das Knistern, das Fauchen und Krachen. Hin und wieder eine dumpfe Detonation, wenn noch Benzinkanister in die Luft fliegen. Da schrillt ein Pfiff über den Platz. Der Führer des Schnellkommandos ruft zum Sammeln. Die Bekämpfung des Feuers muß jetzt allein den Männern von der Feuerschutzpolizei überlassen werden. Auf das Schnellkommando wartet an anderer Stelle bereits der nächste Einsatz.

Doch als der Führer des Kommandos mit seiner kleinen Mannschaft den Wagen besteigen will, da fehlt ein Hitlerjunge. Natürlich ist es Fritz! Wo ist er? Keiner weiß es. Als man vorhin die Maßnahmen zur Rettung des chemischen Laboratoriums besprach, war er doch mit dabei. Doch jetzt? ... Man ruft, man wartet, man sucht ihn. Fritz ist spurlos verschwunden.

Das Schnellkommando muß weiter! So verständigt man kurz den Einsatzführer der Feuerschutzpolizei, fährt am Polizeirevier vorbei, um die Meldung vom Fehlen des Hitlerjungen Sch. abzugeben, nimmt einen Ersatzmann auf und rast zur nächsten Einsatzstelle.

Der Hauptwachtmeister Sch. sitzt in der Befehlsstelle des Polizeireviers am Fernsprecher. Meldungen über Meldungen laufen ein, immer wieder wird die Hilfe der Polizei angefordert, der Apparat steht kaum still. Da überbringt ihm der Revierführer die Nachricht, daß das Schnellkommando soeben ohne seinen Sohn zurückgekommen sei. Hauptwachtmeister Sch. springt auf, seine Hand umkrallt die Stuhllehne, daß die Knöchel weiß hervortreten.

Tausend Gedanken und Zweifel jagen durch den Kopf des Vaters. — Dieser Junge, dieser Lausejunge! Sollte er sich wirklich feige gedrückt haben? Gewiß, im Innersten glaubt er nicht daran, doch ... Da rasselt wieder das Telephon, und er muß sich auf die Meldung konzentrieren.

„Nun, ich werde sofort das Erforderliche veranlassen", bricht der Revierführer ab.

Schon sind mehrere Männer der Bereitschaft aufgerufen, um noch einmal den brennenden Platz durchzukämmen. Vorsorglich greift man zum Sauerstoffapparat. Da geht die Tür der Befehlsstelle auf und naß wie eine Katze, auf der Schulter einen Wandschrank, steht der vermißte Fritz da.

Der Vater, bleich vor Erregung, stellt ihn zur Rede. Doch der Junge, keuchend, mit rauchgeschwärztem Gesicht, versengten Augenbrauen, verschwitzt, verklebt und mit triefendem Anzug, setzt den Schrank ab, nimmt stramme Haltung an und meldet:

„Hitlerjunge Sch. vom Einsatz zurück!"

Und dann erzählt er, wie er, als die Gefahr für das kleine Laboratorium bekannt wurde, sich ganz allein zu dem gefährdeten Gebäude vorgearbeitet habe. Um nicht von den Flammen erfaßt zu werden, sei er zuerst in eine volle Regentonne gestiegen, dann sei er durch ein Fenster im Erdgeschoß geklettert, und das hier — damit zeigt er auf den Wandschrank —, habe er dann gerettet. Gerade zur rechten Zeit noch, denn kurz danach sei auch die kleine chemische Werkstatt ein Raub der Flammen geworden.

Ja, was denn in dem Schrank drin sei? Fritz macht runde Augen.

„Sprengstoff! Hochexplosive Sachen! Wenn die in die Luft geflogen wären, wäre uns wahrscheinlich hier sogar der Stahlhelm hochgegangen."

Der Revierführer klopft dem Jungen anerkennend auf die nasse Schulter. Doch der Vater will noch mehr von ihm wissen ...

„Nun sag einmal, woher hast du denn das mit dem Schrank gewußt?"

Da lacht der Fritz.

„Ja, Vater, aus dem Schrank hier habe ich mir früher doch immer das Material für meine Raketen und Kanonenschläge geholt!"

„Du Lausejunge", sagt der Hauptwachtmeister Sch. Doch zum erstenmal klingt das Wort „Lausejunge" in seinem Munde wie eine Zärtlichkeit.

Zeichn. Salaw, Aufn. Atlantic, Junges Europa (2)

Männer der Front

PORTRÄTS EINES STOSSTRUPPFÜHRERS AUS DEM OSTEN

Von Kriegsberichter Haro Trüstedt

PK. Der Reichsjugendführer empfängt einen Stoßtrupp aus dem Osten. Wie viele dieser jungen deutschen Männer mit all den leuchtenden Auszeichnungen, dieser nun schon „Alten" unter uns, tragen schon das Goldene Hitler-Jugend-Abzeichen! Und wenn sie nun ihre harten Waffenhände in die Hand ihres großen Kameraden legen, begrüßt er in ihnen gleichzeitig seine getreuen Kameraden an der Front!

Ihr deutschen Jungen, das geht euch, unsere späteren Frontkameraden, alle an!

Da ist der Unteroffizier Fritz Salomon, ein Bauernsohn, von dem noch vier Brüder Soldat sind, der selbst Böttcher war und zwei Kinder hat, der schon bei dem wilden „Rabatz" dabei war im Luga-Brückenkopf, als sie mit ihrer letzten Waffe, dem scharfgeschliffenen Spaten, die Sowjets „fertig" machten, dem die Schulter zerschmettert wurde und welcher sich nach vier Wochen schon wieder zur Front zurückmeldete, der erzählt von der Newa, wo es wieder schwer „rund" ging, daß heißt, wo keiner mehr wußte, wer wen „eingekesselt" hatte: ... Wir lagen alle durcheinander im tiefen Schnee, und nachts lagen wir, tags die Bolschewisten in den gleichen Löchern, immer hin und her — da war nichts mehr zu erkennen, und es war nur noch so zu machen, daß, wer nicht gleich „Deutschland, Deutschland über alles" singen konnte, dem gaben wir tüchtig „Schnur" ... Denn er ist MG.-Schütze, und die fliegenden Geschosse sehen insgesamt so aus wie eine feurige Schnur, wie eine Flammennaht. Er ist späterhin noch oft verwundet worden, meldete sich aber immer wieder freiwillig hinaus und hat noch bis zuletzt im „Geisterwald" viele Iwans an den Boden „festgenäht".

Ein anderer, Fritz Schulz, der wegen Tapferkeit vor dem Feinde auf offenem Feld zum Unteroffizier befördert wurde, einer von zehn Geschwistern und ein in seiner ruhigen Veranlagung leidenschaftlicher Angler, der mehrmals von Bolschewisten — und einmal sogar ganz allein eingeschlossen war, den fragte ich danach, wie er das EK. I bekam, und er antwortete einfach: ... Weil der Sowjet damals an der Newa jeden Tag „kam". Das war alles. Dann bei Schlüsselburg ... wurden wir anständig „behämmert" (Artillerie), weil wir da „flach wie auf dem Tisch lagen" ...

Oder jener Unteroffizier Fritz Röhl, der am „E-Werk" einmal eine Abriegelung mit zwei Mann gegen sechzig Bolschewisten „halten" mußte (zwei seiner Brüder sind im Osten gefallen): ... Zum Schluß, als wir keine Munition mehr hatten, warfen wir mit Handgranatenkisten, daß die Kerls „Haken schlugen" wie die Hasen, weil sie sich vor den polternden Steinen erschreckten, mit denen wir die Kästen „geladen" hatten. Dieser junge Mann, der am liebsten Gastwirt geworden wäre, machte heuer bei Ssinjawino während eines Spähtrupps einen Gefangenen, indem er einen Iwan einfach bei der Gurgel packte und ihn „abschleppte", wie man im Schlamm hilflos steckengebliebene Fahrzeuge abschleppt.

Und aus Memel der dreiundzwanzigjährige Hotel-Hausmann, dieser Unteroffizier mit der Nahkampfspange (Otto Pietsch), der schon in schlimmsten Augenblicken, wenn die Unterführer ausgefallen waren, als MG.-Schütze selbständig viele Male an Armen und Beinen, Kopf und Hals verwundet worden war, so daß er heute das Silberne Verwundeten-Abzeichen trägt, der hatte, als die Bolschewisten bei Mischkino seine Gruppe einschlossen, indem er bei grauenhaftestem „Trommeln" an seinem MG. blieb, die „Lage" selbst wieder „bereinigt" ... unmittelbar um sein MG. wurden dann später vierzig tote Sowjets gezählt.

Nun aber der eine der beiden Obergefreiten, Albert Holtermann! An sich chemischer Arbeiter, ist er doch, die verborgen zarte Seele voller Scheu, mit seiner behutsamen Kraft Brieftaubenzüchter. Dieser „jagte" Banditen wie nur einer, und später, im blutigsten Alltag des Abwehrkrieges, „hielt" er stets getreu den Befehlen: ... Bei Tortolowo war der Iwan „eingebrochen", da „schnappte" ich mir ein paar Mann, aber wir hatten kein MG. mehr — da „warfen" wir die Halunken mit reiner „Handarbeit" wieder hinaus, und zwar zweimal an diesem Tage!

Den andern Obergefreiten, Fritz Pfeffer, beide Eisernen Kreuze, das Infanterie-Sturmabzeichen, die Nahkampfspange und das Silberne Verwundeten-Abzeichen auf der Brust, fragte ich nach seinen besonderen Liebhabereien. Ja, sagte er, meine Pläne hat alle der Krieg „am Boden vernichtet". Was für Pläne hattest du denn? „Da hatte ich ohnehin keine, denn als Landarbeiter hat man ja gar keine Zeit für sonst was!"

Hört ihr das unverwüstliche Lachen an der Front?

So antwortete auf die Frage, ob er schon verheiratet sei, ein Träger des Goldenen Hitler - Jugend - Abzeichens, Kurt Zöllner: Nein, noch habe ich mich an die Richtige nicht „ranrobben" können. Und wer weiß von euch noch nicht, was „robben" ist? Dieser frühere Hitlerjunge, der eigentlich Geschichtslehrer hat werden wollen und nun Nachrichten-Feldwebel ist, weiß es jedenfalls! Er träumt noch oft in all dem Kampf ringsum — er ist ebenfalls neben beiden Eisernen Kreuzen mit der Nahkampfspange ausgezeichnet — von seiner „schönsten" Zeit, als er gegen Vaters Willen im rotesten Königsberg Zettel verteilte, sich mit der Kommune herumschlug und als Führer mit seiner Gefolgschaft auch herrliche Ausmärsche machte.

Ein Regiments- und Hitler-Jugend-Kamerad von ihm, Feldwebel Rasch, dessen Vater, ein Sägewerksbesitzer in Westpreußen, von den Polen damals vollkommen boykottiert wurde, und der selbst wegen seiner Arbeit für die Partei von kleinauf oft genug „verarscht" wurde, der aber nun, nachdem er den ganzen Vormarsch, sämtliche Abwehrkämpfe und Großangriffe der Division unverwundet mitgemacht, ein BDM.-Mädel heiratete und schon eine Tochter bekam, die er allerdings noch nicht kennt, schrieb an seinen Kreisleiter, ob seine Frau nicht eine Wohnung zugewiesen bekommen könnte; und sie erhielt nicht nur diese, sondern sogar noch die Möbel dazu ... So gibt uns die Heimat seelisch immer die nötige „Feuerunterstützung", sagt er.

Ja, das Feuer der Begeisterung brennt in allen unauslöschlich, und keines Zuversicht ist je zu erschüttern. Na ja, wenn sich auch der Sowjet weiter so „klobig" benimmt, wird er „kleingekriegt", lacht ein Unteroffizier (Wilhelm Lammering). Dieser, ein gelernter Tischler aus Westfalen und unentbehrlicher Bastler für alle seine Kameraden, ist mehrmals schwer verwundet worden: einmal, als er einen Panzer „knacken" wollte und abgewiesen wurde, war er verloren unter den Massen der Bolschewisten, versteckte sich in einem Erdloch, verband sich selbst und schlug sich dennoch in der zweiten Nacht zu seiner Kompanie durch ... und, wieder ausgeheilt, reißt seine Unerschrockenheit immer wieder alle seine Kameraden mit.

Und wahrhaftig, so sind sie ausnahmslos, die dem Feind wirklich ununterbrochen gegenüberstehen! Ihre Taten sprechen ja für sich!

Da ist ein stiller Musikliebhaber (Unteroffizier Ewald), der, schon mit dem Silbernen Verwundeten - Abzeichen, durch Bombenvolltreffer in seinem Bunker verschüttet und wieder verwundet wurde, sich aber emporarbeiten und alle seine Kameraden heraussägen und retten konnte, und der schon beim nächsten Großangriff im stärksten Granatwerferfeuer an seinem MG. standhielt, „damit der Sowjet nicht erst ran kam" ... Oder der Unteroffizier Otto Dill mit dem Panzerknacker-Band auf dem Arm, der auch mehrmals schwer verwundet wurde und von dem Trommelfeuerangriff der Bolschewisten bei Ssinjawino doch nichts weiter sagt als „das war nischt Besonderes — ich hab' nichts erwischt!" ... Und erst jener Feldwebel mit der Nahkampfspange und dem Deutschen Kreuz in Gold (Eduard Zimmermann), der außer im Urlaub keinen Augenblick von seiner Kompanie weg war! Der erklärt von dem Gegenstoß, den er mit nur zwei Mann gegen ungezählte Sowjets machte, wo sie ihn „einkassieren" wollten: ... Aber endlich, als wir

(Fortsetzung Seite 22)

Wie Tiesenhausen ein Schlachtschiff versenkte

Seit Tagen patrouilliert das Boot des Freiherrn v. Tiesenhausen dicht unter Land. Vergeblich sucht es auf einen der englischen Geleitzüge zu treffen, auf eines der großen Kriegsschiffe zum Schuß zu kommen, die von Zeit zu Zeit von See her mit ihrer Artillerie in die Schlacht an der Küste eingreifen. Nichts hat sich bisher zeigen wollen dort, wo es steht.

Endlich, am 25. November, früh gegen 9 Uhr, hat der Funkmaat eine ganz schwache Horchpeilung im Gerät. Von Norden. Offenbar einen Verband mehrerer Schiffe.

Um 14.30 Uhr endlich werden steuerbord voraus schwache Rauchwolken wahrgenommen. Sind es wirklich welche, oder ist es nur eine Trübung der Atmosphäre über der Kimm?

Tiesenhausen läßt den Kurs durchhalten. Zehn Minuten später meldet der Wachoffizier Zerstörermasten ein wenig steuerbordseitlich vor der Trübung. Sie sind noch etwa 10 Seemeilen entfernt und stoßen gerade erst über die Kimm. Sie sind im Glas zu erkennen. Mit bloßem Auge sieht man noch nichts.

Aber dann kommen die Masten von drei Schlachtschiffen undeutlich aus dem Dunst heraus, unverkennbar Schlachtschiffmasten. Sie steuern südlichen Kurs und werden laufend größer und deutlicher.

Nicht lange darauf ist es so weit: Das Unterseeboot muß tauchen, wenn es weiter unbemerkt bleiben will. Die schweren Einheiten kommen ihm entgegen. Die drei Riesen stehen leicht gestaffelt dicht beieinander. An jeder Seite laufen mehrere Zerstörer zur Sicherung.

„Auf Gefechtsstationen!"

Die Freiwache springt von den Kojen. Alles besetzt die vorgesehenen Stellen im Boot. Durchs Seerohr, nur von Zeit zu Zeit es vorsichtig ausfahrend, beobachtet der Kommandant, wie sich die Lage entwickelt. Gespannt lauschen die Männer auf das, was er mit knappen Worten ihnen berichtet. Schnell spricht es sich weiter von Raum zu Raum: Zwei von den an Backbordseite der Schlachtschiffe sichernden Zerstörern haben sich eben jetzt vor die Formation der drei gesetzt. Offenbar zur Sicherung der drei Großen gegen Torpedoflugzeuge.

Ein tolles Glück, daß dieser schwere Verband so ahnungslos auf das Boot zuläuft! Jetzt oder nie ist die Gelegenheit, denkt Kapitänleutnant v. Tiesenhausen.

„Äußerste Ruhe im Boot! Angriff unter vollem Einsatz!"

Alles kommt jetzt darauf an, bis zum Schuß unbemerkt zu bleiben.

Mit leiser Schleichfahrt schiebt sich das Boot auf Sehrohrtiefe dahinschwebend vor, kaum und auf das sparsamste nur seinen „Spargel" zur Kontrolle zeigend. Es gehört Vorstellungsgabe dazu, unerhörte Konzentration, ein Boot unter Wasser in die gewünschte Position zu bringen, wo doch auch der Gegner dauernd sich fortbewegt, und nicht nur der eine, sondern der ganze Verband.

Die Sperre ist durchbrochen. Jetzt wuchten die massig gewaltigen Kampfschiffe selbst, ein wenig gestaffelt dicht hintereinander, heran. Viel zu nahe schon: v. Tiesenhausen läßt hart Ruder legen, damit das Boot zum Schuß auf sie eindreht. Aber gleichzeitig muß er die E-Maschine von ihrer Schleichfahrt auf Äußerste Kraft schalten lassen, sonst wirkt sich die Ruderlage zu langsam aus, und die Burschen sind längst vorüber, ehe das Boot die Wendung auf sie zu vollendet hat und schießen kann! Ganz gleich, ob jetzt die Maschinen gehört werden oder nicht: Es geht ums Ganze!

Der erste der drei Riesen ist bereits zu weit vorüber, um noch auf ihn Torpedos losmachen zu können. Aber dort wälzt sich gerade der zweite günstig heran. Die Aale sind klar, die Verschlußklappen geöffnet, die Ausstoßrohre bewässert:

Hart und ruhig, geradezu nüchtern klingt das „Los!" Tiesenhausens für alle vier Rohre. Noch dreht das Boot unter der Hartlage des Ruders, aber es mußte gehandelt werden.

Sämtliche Bugtorpedos verlassen mit leisem Zischen fast gleichzeitig das Boot.

Zwar flutet sofort der Zentralemaat vorschriftsmäßig nach, um den gewaltigen Gewichtsverlust des Vorschiffes wettzumachen. Der Bootsmann am vorderen Tiefenruder drückt sofort die Abwärtstaste. „Alle Mann nach vorn!" Wer auf seiner Station entbehrlich ist, rennt und schiebt sich voraus bis zum Bugraum, um dort das Gewicht zu vermehren. Aber schon, durch die Drehung des Bootes noch ungünstig gefördert, steigt vorn der Bug, auf einmal derart in seiner Schwebe erleichtert, an. Das Boot versucht, dem Tiefenruder nicht recht gehorchend, auszubrechen.

Werden sie herauskommen? Wird man sie stellen und vernichten? Wird das dritte Schlachtschiff, dessen Kurs man gerade jetzt kreuzen muß, sie rammen?

Die Aale laufen! Alle vier. Das ist das Wichtigste. Wenn sie treffen...? Das ist wichtiger als selbst das eigene Schicksal in diesem Augenblick. Und was gespielt wird, im Grunde wissen es nur v. Tiesenhausen selbst und sein Wachoffizier.

Das alles spielt sich in Sekunden ab: Der Funkmaat hat ebenso wie der Torpedomechanikermaat im Bugraum die Stoppuhr gedrückt. Nun lauert alles im Boot auf die Detonation. Wird einer, werden alle vier treffen? Trotz der ungünstigen Lage beim Schuß?

Kommandant und L. I aber haben, nachdem erst einmal die Torpedos ihrem eigenen Schicksal nun überlassen sind, an das Boot zu denken: Tiesenhausen läßt unverzüglich den Turm räumen und das Schott zur Zentrale schließen. Zu groß wird im nächsten Augenblick, er weiß es, die Gefahr, gerammt zu werden. Vier Torpedos auf einmal aus einem kleinen Boot, da kann er dies nicht im gleichen Augenblick auf Tiefe bringen. Der Ausgleich muß erst hergestellt, das Trimmgewicht wieder nachgeströmt sein. Die Blicke beider Offiziere und des Zentralemaates hängen an Tiefenmesser und Lastigkeitswaage. Wahrhaftig, verflucht: Sie kommen heraus! Kommen mit dem Turm heraus, und das wahrscheinlich genau vor dem Bug des dritten Schlachtschiffes!

Ein heikles Gefühl — Rrrummms ... rrrummms ... rrrummmms! schüttern da auch schon drei helle Detonationen!

Treffer! Hurra! Treffer, Treffer! Knapp nach einer halben Minute Laufzeit der Torpedos. Die Männer brüllen auf und sind begeistert. Sie alle bis auf die wenigen in der Zentrale ahnen ja nicht, was in diesem nämlichen Augenblick dem Boot, ihnen selbst, droht. Endlich, endlich, so erscheint es ihm, neigt sich das Boot vorn herab, und dann geht es mit ihm hinunter.

„Alle Mann auf Stationen" befiehlt er seine Männer zurück. Währenddem erfolgen, deutlich auch mit bloßem Ohr zu vernehmen, starke Knackgeräusche, als brächen Schotten unter der Gewalt von Wassermassen auseinander. Ganz ähnlich hört es sich an, wenn Frachter versinken, nur sehr viel wuchtiger, rauher. Sinkt das getroffene Schiff?

Setzt denn überhaupt keine Abwehr ein?

Da, jetzt, eine ganze Weile nach den Torpedotreffern, werden droben Wasserbomben geworfen. Inzwischen läuft das Boot nun wieder voll in der Hand des Leitenden Ingenieurs bzw. des Kommandanten, seinen Kurs wechselnd, ab. Man hat es nicht gefunden, obgleich es doch die Wasseroberfläche durchbrach und also ohne Zweifel gesehen wurde! Zerstörerschraubengeräusche werden noch in Richtung der Schußstelle im Horchgerät wahrgenommen. Ebenso in Abständen von zehn zu zehn Minuten Wasserbombendetonationen. Aber sie liegen niemals über mittlerem Abstand. Ein Wunder geradezu, daß man den Aufenthalt des Bootes nicht genauer feststellt! Aber ihnen soll es nur recht sein! Unbehelligt mogeln sie sich langsam fort. Keiner hätte das so erwartet.

Gegen 21 Uhr abends taucht v. Tiesenhausen auf und geht auf seine bisherige Position, von der ihn die Schraubengeräusche am Morgen fortlockten. Nachdem er durch Funk die Torpedierung eines Schlachtschiffes gemeldet hat.

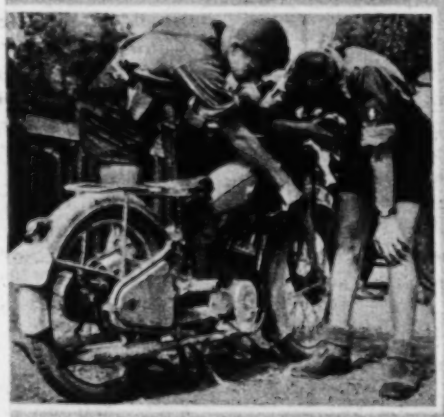
Erst später sollten Kommandant und Besatzung Gewißheit bekommen, daß sie das englische Schlachtschiff „Barham" nicht nur torpediert, sondern tatsächlich versenkt hatten. Vorschiff und Turm des angreifenden Bootes waren nach dem Schuß wirklich — so berichtete der Tommy selbst — dicht vor dem Bug des der „Barham" folgenden dritten Schlachtschiffes für einen Augenblick sichtbar geworden, ohne daß dieses, völlig überrascht, dazu kam, etwas zu unternehmen.

So hatte also der bewußt entschlossen durchgeführte volle Einsatz von Boot und Besatzung trotz aller erwarteten und trotz aller unvorhergesehenen Widrigkeiten zu einem ganz großen und verdienten Erfolg geführt.

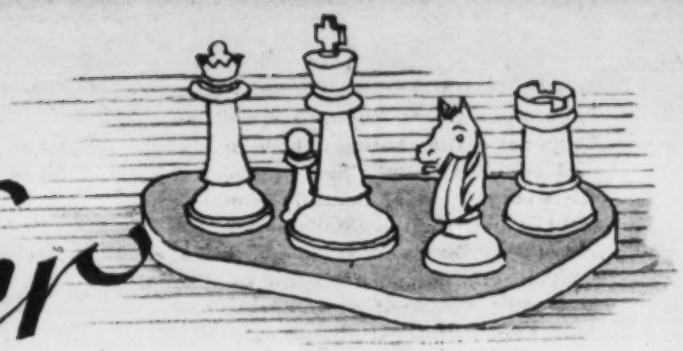
Aufnahmen: Bilddienst der deutschen Volksgruppe Rumäniens (3)

Und um uns die Karpathen...

So manchem deutschen Landler, der in einer deutschen Stadt oder in einem deutschen Dorf in Rumänien haltmacht, wird das Herz vor Freude lachen, wenn er plötzlich in der für ihn fremden Umgebung Fanfaren und Landsknechttrommeln hört und eine Pimpfenkolonne in ruhigem Marschtritt vorbeimarschieren sieht. Er wird unwillkürlich an seine Heimat erinnert werden und wird bei den ihm sich aufdrängenden Vergleichen feststellen, daß die Pimpfe, die da marschieren, eigentlich wie die im Reich sind. Bei uns war die Freude auch immer besonders groß, wenn ein ehemaliger HJ.-Führer, der mit seinem Truppenteil nach Rumänien kam, in einer Dienststelle auftauchte, um sich hier für unsere Arbeit zu interessieren oder gar uns seine Mitarbeit anzubieten. Denn schließlich geht die Sehnsucht dieser 15000 deutschen Pimpfe aus Rumänien immer wieder nach Deutschland, das der kleinste Teil von ihnen gesehen hat, das sie nur aus den Heimabenden, Büchern und Erzählungen kennen. Obwohl sie viele hundert Kilometer von den Grenzen des Reiches entfernt sind, tragen sie dasselbe Kleid wie die Pimpfe im Rheinland, in Ostpreußen oder in den Alpengauen. Sie gehen gleich ihnen auf Fahrt und ins Lager, machen die Pimpfenprobe, kämpfen um das Junkvolkleistungsabzeichen, ziehen jedes Jahr den Sportwettkampf auf, – kurzum sie haben denselben Betrieb wie ihr und machen alles mit, was ein richtiges Pimpfenherz erfreut. Sie wollen natürlich auch alle Soldaten werden. Jetzt aber müssen sie alle noch daheim tüchtig zupacken, damit die Lücken, die durch die Einrückungen entstanden sind, ausgefüllt werden.



Die Insel der Schachspieler



Auf vielen kleinen Inseln am Eismeer ist das Schachspiel zu einer hohen Kunst gediehen. Die Soldaten abgelegener Stützpunkte vertreiben sich hier die freien Stunden auf geistvolle Weise. Eine kleine Inselwache hat ihr Brettspiel selbst aus Treibholz geschnitzt. Als Partner finden sich nicht selten Eismeerfischer ein.

PK. In fast allen Zeitungen wurde einmal das Inselchen Grimsey erwähnt. Das unscheinbare Felseiland liegt nördlich von Island und wird selten von einem Fremden besucht. Aber die Bewohner der farblosen Klippe brauchen nicht die Einförmigkeit der langen Winternächte zu fürchten, sie vertreiben sich die Zeit auf geistvolle Weise. Die Fischer von Grimsey haben sich sämtlich dem Schachspiel verschworen. Während der Schneesturm an ihren Hütten rüttelt, sitzen sie schweigsam unter blakenden Funzeln und hecken kühne Schachzüge aus. Jeder Fischer ist darin ein Meister. Ein ausländischer Geologe, der einmal nach Grimsey kam und selbst routinierter Schachkünstler war, stellte das mit Verwunderung fest. Er nahm den Kampf mit allen Fischern auf und verlor jede Partie. Darüber war er so begeistert, daß er den spielversessenen Insulanern sein ganzes Vermögen vermachte. Als Jahre darauf das Testament des Sonderlings geöffnet wurde, erhielten die Fischer eine bedeutende Geldsumme. Sie ließen ihre Boote neu streichen, bauten eine kleine Kirche und schickten jedes Jahr einen Fischer mit dem Brettspiel in die Welt. Das Inselchen Grimsey war fortan auf vielen Schachturnieren vertreten.

Da liegt eine Klippe irgendwo unter dem Polarkreise. Sechs Mann aus verschiedenen deutschen Gauen hat hier der Krieg zusammengeführt. Eine Kulisse wildgezackter Berge, am Horizont das freie Meer und unter den Füßen ein Block aus Granit — das ist die Welt, in der die Wachtposten leben.

In der kleinen hölzernen Hütte, die mit dicken Drahttauen am Felsboden verankert ist, damit der Sturmwind sie nicht fortweht, ist Langeweile selten zu Gast. Mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes läuft der tägliche Dienstbetrieb ab. Schiffe, die fern im Regendunst vorbeiziehen, Motorengeräusch aus der Luft — nichts entgeht der Aufmerksamkeit der Posten. Leicht fliegt die Hand des Funkers über den Taster, Morsezeichen tönen auf und verklingen, wieder in der unwirklichen Stille der nordischen Einsamkeit.

Dann kommt der Augenblick, da der Funker den Hörer abstreift und der Ölrock des Postens regennaß am Nagel hängt. Das Eßgeschirr ist beiseitegeräumt, und der kleine Tisch ächzt schwer unter den Ellenbogen der Männer, die mit aufgestütztem Kopf das Schachbrett betrachten. Es fällt kein Wort. Auch die Kameraden, die den Zweikampf mit Spannung verfolgen, behalten ihre Ratschläge und Einwände für sich. Hier sind wirkliche Könner am Werk. Nur gelegentlich führt eine Hand zur Lampe und schraubt die rußende Flamme herab. In lautloser Stille wechseln die Figuren ihre Felder, Pfeifenrauch wallt auf und hüllt alles in bläulichen Dunst. Längst ist der Zeiger mehrmals um das Zifferblatt gekreist. Schließlich greift jemand energischer als sonst zur Lampe und schraubt den Docht tief herab. Zapfenstreich! Das Schachbrett wird zusammengeklappt, und bald tönen ruhige Atemzüge durch den Raum. In der Funkbude summt es noch immer, und das helle Tüt-tüüüt-tüt hallt über die nachtdunkle Insel.

An einem trüben Wintertag, als das fahle Dämmerlicht der Mittagsstunde grau und schwer über der Insel hing, wurde die Idee zum Schachspiel geboren. Da schleppte einer der Posten ein schweres Stück Treibholz in die Hütte und begann zierliche Figuren zu schnitzen. Dann ritzte er mit dem Finnendolch Linien und Felder in die Tischplatte, und wenig später begann das erste Turnier. Der einfallsreiche Landser verstand seine Sache. Er stammte von einem Bauernhof unweit des kleinen Dörfchens Ströbek am Harz. Der Name Ströbek ist weltbekannt. Hier hat man die besten Schachspieler beisammen, ob sie nun in der Tenne oder beim Dorfschulzen ihre Arbeit tun. Selbst die Jüngsten beschäftigen sich frühzeitig mit dieser Kunst. In Ströbek wurde das Schachspiel zum Pflichtfach in der Schule erhoben.

Bald kam mit der Feldpost ein Päckchen zur Insel, und die rohgeschnitzten Figuren des Landsers wurden durch ein Brettspiel der Wehrbetreuung ersetzt. Auch vollwertige Spielpartner fanden sich ein. Ein Gefreiter aus Graz übertraf alle Kameraden an Spielleidenschaft. Wo andere die Brieftasche hatten, trug er stets ein Schachspiel in Miniaturausgabe verwahrt. Er sah auf eine lange Lehrzeit zurück. An den kleinen Kaffeehaustischen des Balkans hatte er sich bei einem Fingerhut voll Mokka und einem Riesenglas Wasser mit Diplomaten und Schuhputzern gemessen. Er war lange Zeit im Orient, in der Heimat des Schachspiels, gewesen und nahm seine Begeisterung mit ins Feld. Wenn andere ihren Skat droschen, holte er das Brettspiel aus der Tasche. Er spielte jederzeit und an jedem beliebigen Ort, sogar bei Gefechtspausen im Schützengraben. Auf der kleinen Insel am Nordmeer ist ihm nur ein Hamburger gewachsen. Der ist lange Zeit auf Trampdampfern gefahren und hat sich die Langeweile ebenso geistvoll vertrieben. Wenn er unterliegt, müssen die anderen Kameraden heran, und schließlich finden sich auch noch die norwegischen Eismeerfischer ein.

Es ist eine verschworene Gemeinschaft von Schachspielern da oben auf der windumtosten Insel am Polarkreis. Die vielen Stunden unter der blakenden Lampe, beim Heulen des Sturms, haben sie zu vollendeten Meistern am Brettspiel gemacht. Immer suchen sie nach neuen Partnern, und kaum hat ein Fremder die Insel betreten, schallt ihm erwartungsvoll die Frage entgegen: „Spielen Sie Schach?"

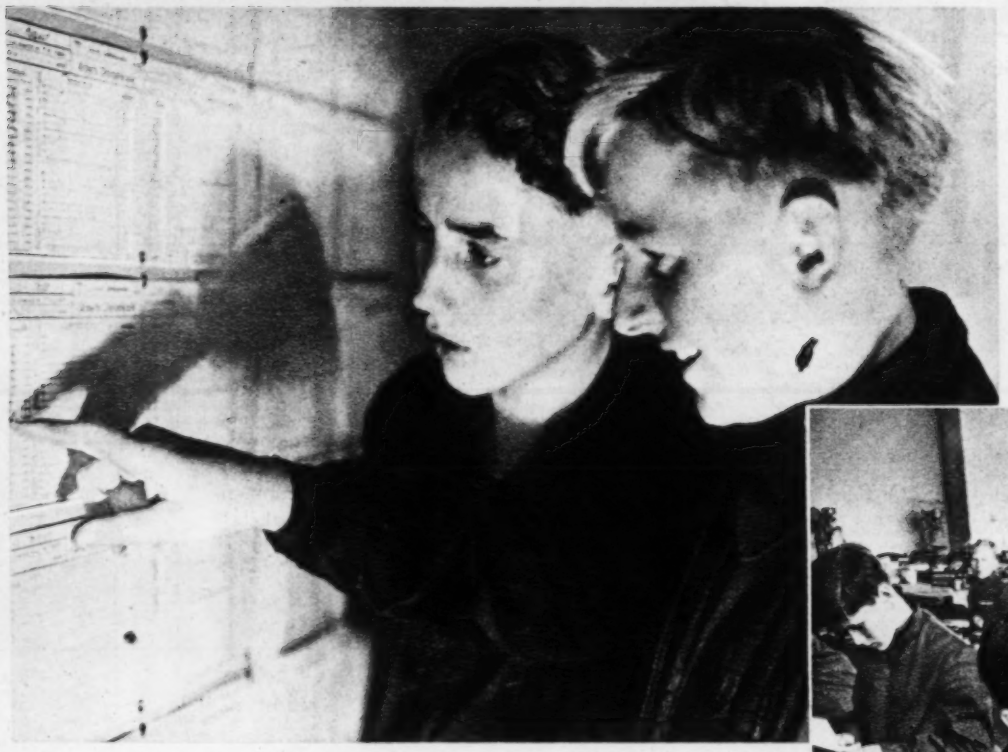
Kriegsberichter Rudolf Jacobs

Zeichnungen: Rudolf Breidenstein

ICH
und meine Aufgabe

EINE BETRACHTUNG AUS DER LEHRLINGSWERKSTATT EINES DEUTSCHEN FLUGZEUGWERKES

Wer bin „ich"? Nun, das werden wir noch sehen. „Ich" bin in der Vielzahl vorhanden. Das ist unser aller Glück. Was bin „ich"? Rund heraus, persönlich noch nicht viel, aber im ganzen vielversprechend. Das ist „Angabe", meinen Sie? Durchaus nicht. Eins steht fest, „ich" bin jung und will und kann und werde noch viel leisten. „Ich" werde niemals enttäuschen, sowenig es die taten, die heute „die Großen" sind. Das ist wieder keine Anmaßung, son-



Leistungsauslese und Begabtenförderung: Hier betrachten Lehrlinge ihre Arbeitscharakteristik

Werkfotos: Dornier (6)

Unten: Erfahrungsaustausch unter den Lehrlingen. Die gegenseitige Aussprache bewirkt erhöhte Leistungen, und damit wächst die Freude an der Arbeit.

dern Selbstverständlichkeit. Wer heute daran zweifelt, wird es morgen gerne glauben.

Wer mich kennt, weiß, daß „ich" recht habe.

„Ich" bin nämlich „die Jugend".

Noch jeder, der mir nicht mehr angehört, sagt, ich sei sein größtes Glück gewesen. Na also! Manche sagen, sie könnten mich nicht verstehen. Die tun mir leid, denn sie haben keine schöne Jugend gehabt.

Zugegeben — „ich" mache manchmal Dummheiten. Das soll auch bei den „Reifen" vorkommen, dann ist es aber eine Panne. Dagegen gibt es Jugenddummheiten, die wir noch nach 50 Jahren als köstlich bezeichnen, und freuen uns daran. Wiederholungen sind unmöglich. Leider — sagt man später.

Wer mich verstehen will, muß wenigstens im Herzen jung sein. Zum Glück gibt es das. Solche Menschen

Die Erziehung zur Ordnung beginnt bereits bei der Werkzeugübergabe.

liebe ich. Für die tu' ich alles. „Ich" liebe das Leben und die schöne Welt und — aber das gehört nicht hierher. „Ich" liebe den Glauben an alles Schöne und Gute. Die Hoffnung ist meine Weggenossin. Wer mich liebt, dem vertraue ich. Mein Vertrauen ist eine feste Grundlage, auf die man bauen kann. Ganz Großes kann man darauf bauen. Es ist kein Wunder, daß alle wirklich „großen" Menschen die Jugend lieben. Und die Jugend liebt Taten und Werke der „Großen". Die Jugend schenkt ihnen den Schwung der Begeisterung, die alle emporhebt.

Meine Aufgabe ist: Werden und Wachsen. Das sei noch nichts, sagen manche. Das ist alles, wissen die Weisen. Wo nichts wächst, ist Wüste. Werden und Wachsen der Jugend ist das Leben, ist Anfang und Vollendung. Was Jugend lernend werkelt, ist werdendes Schaffen, wird reifend geschaffenes Werk. Späte Vollendung ist Aufgabe nachfolgender Jugend, daraus neues Werden erblüht im ewigen Kreislauf.

Jugend ist Kraft. Bewahret, ihr Reifen, die Jugend, sie bewahrt euch das Glück!

Bei der zusätzlichen Unterweisung am Triebwerk ermöglichen kleine Arbeitsgruppen eine gründliche Unterrichtung des einzelnen Jungen

Mit der praktischen Ausbildung geht die theoretische Hand in Hand

Irrt sich nicht selten die Jugend, Reifer, dann lächle gütig und leite sie weise. Erkannter Irrtum ist Wegweiser vorwärts und aufwärts. Niemals zurück, lehrt den Reifen die Jugend. Ungestüm drängt Jugend nach Leistung und Geltung. Laßt uns gewähren! Mehret, ihr Reifen, die Menge der Fordernden, denn sie sind die Zukunft.

„Ich" und meine Aufgabe, Jugend und Wachstum, wir sind das Ewige.

G. O. Heinze

Was es im U-BOOT nicht gibt

PK. Bei der Kriegsmarine. — Das U-Boot hat sehr vieles nicht, was auf anderen Schiffen, auch auf Kriegsschiffen, zum Teil eine Selbstverständlichkeit ist; denn das U-Boot ist viel mehr als andere Schiffe ein „Lebewesen des Meeres". Fangen wir von außen an. In Film und Bild sieht man oft die fast nadelschlanken Umrisse des U-Boot-Oberdecks, auf dem die Besatzung angetreten ist. Dieses Oberdeck hat aber mit dem eigentlichen Bootskörper nur soviel zu tun wie ein Hut mit dem Mann, von dem er getragen wird. Das ganze Oberdeck ist für das auf Feindfahrt befindliche Boot kaum mehr als ein Schmuckstück. Die schmalen, viereckigen Öffnungen, die man an der Bordwand sieht, haben nicht das geringste mit den Bullaugen anderer Schiffe zu tun. Sie sind unterwegs fleißige und aufgeregte Wasserspeier; denn das Oberdeck des U-Bootes wird während der Fahrt vom Wasser durchspült. Der eigentliche Bootskörper erhebt sich nur ungefähr so weit aus dem Wasser wie der Rücken eines Wales oder eines Haifisches.

Für die U-Boote ist also — von besonderen Umständen abgesehen — das Oberdeck während der Feindfahrt einfach nicht da. Gewiß ist es vorgekommen, daß U-Boot-Fahrer auf dem Oberdeck Luftbäder genommen haben oder sich gar unter einer Brauseanlage ergehen konnten. Solche Vergnügungen sind aber wegen des Klimas, des Wetters und wegen der Gefahr überraschender Angriffe wohl für fast alle U-Boote zumeist kaum mehr als ein schöner Wunschtraum. Selbst der Anblick des Himmels und des Meeres und der unmittelbare Genuß der frischen Seeluft sind nicht „zollfrei". Sie müssen auf dem U-Boot rationiert werden. Außer den vier Männern, die nach dem Feind Ausschau halten, soll immer nur ein weiterer Mann der Besatzung auf die Brücke heraufgelassen werden. Das bedeutet, daß mindestens die Männer an der Maschine die Welt da draußen bestenfalls immer nur auf ein paar Minuten sehen können. Etwas Ähnliches gilt für den Genuß einer Zigarette. Er ist auf einige Augenblicke beschränkt und muß häufig mit langem Anstehen erst erworben werden.

Will man wissen, was es in einem U-Boot außerdem nicht gibt, dann stellt man sich am besten einen Ledersessel vor, solch ein breites, bequemes, zum behaglichen Ausbreiten der Arme und Beine und zum Ausruhen und Träumen einladendes Kulturprodukt. Dieser sonst sehr nette Lebensgefährte ist in einem U-Boot einfach eine Unmöglichkeit. Man könnte ihn nirgends aufstellen. Auch wenn man ganz davon absehen wollte, daß er ein unerträgliches Verkehrshindernis wäre, so wäre einfach kein Platz für ihn da: nicht ganz hinten im E-Maschinenraum, nicht bei den Dieselmaschinen, nicht in der Kombüse, dem U-Raum oder der Zentrale und gleichfalls nicht im Offiziersraum oder im Oberfeldwebelraum. Man könnte den Sessel auch nicht in dem an sich ziemlich großen und dem flüchtigen Besucher vielleicht recht geräumig erscheinenden Bugtorpedoraum verwenden. Denn während der Fahrt gegen den Feind ruhen auf den Flurplatten des Bugraumes „Aale", über die Laufplanken gelegt sind. In der Höhe sind Hängematten angebracht. Das bedeutet, daß die Männer des Bugtorpedoraumes, des Aufenthaltsraumes der Mannschaften, zeitweise auf Händen und Füßen kriechen müssen, um sich zum Filzen (Schlafen) ausstrecken zu können oder sich zum Frühstück, Mittag oder Abendessen zu versammeln.

Das gegen den Feind fahrende Boot hat noch vieles andere nicht. Zum Beispiel gibt es keine Filmvorführungen und natürlich keine Besuche von „KdF.-Künstlern". Das U-Boot hat keinen Schneider, keinen Schuhmacher und keinen Friseur; es kennt auch kein Badezimmer, keinen Waschraum, kein Lesezimmer und keinen allgemeinen Aufenthaltsraum. Die Auseinandersetzung mit dem zeitweise unvermeidlichen U-Boots-Mief und der Wunsch nach sauberer Unterwäsche und die Frage, wie man sich waschen soll, sind im U-Boot höchst interessante und vielseitige Angelegenheiten. Das Schlafen und das Lesen in der Koje, der einzigen Zuflucht ins „Private", ist abgesehen von den dienstlichen Verpflichtungen noch dadurch begrenzt, daß man den Besitz der Koje mit einem Kameraden teilen muß. Auch der „Mann im Hemd" ist keine U-Boot-Figur, weil das U-Boot-Päckchen, der graugrüne Arbeitsanzug, die U-Boot-Fahrer zum Schlaf in die Koje oder Hängematte begleitet.

Schließlich hat das U-Boot auch keine Stockwerke. Es besteht im Innern im wesentlichen aus einer mit Maschinen, Ventilen, Stangen und Rohren vollgepackten Röhre, die in vielen Dingen an einen Stollen in einem Bergwerk erinnert. Das ganze U-Boot-Leben wickelt sich an einer einzigen Achse ab, die von dem am Heck gelegenen E-Maschinenraum unterbrochen bis zum Torpedoraum am Bug durchgeführt ist. Diese Hauptverkehrsachse ist mit Proviantkisten, Körben und technischen Einrichtungen verbarrikadiert. Sie dient gleichzeitig auch als Raum zum Sitzen. Während der Mahlzeiten hilft nur das „Geleitzugsystem". Aber wenn sich „Geleitzug Ost" und „Geleitzug West" treffen, gibt es trotzdem Menschengewühl in denkwürdigen Verknotungen. Im U-Boot kann jeder sehen, was sich rechts und links abspielt. Es gibt kein Alleinsein, kein Sichabsondern, keine noch so kleine Kammer mit der abwehrenden Aufschrift „Privat". Selbst der Kommandant kann, wenn er ruhen will, nur einen Vorhang zuziehen, und bleibt auch während des Schlafes den vielen Tag und Nacht ununterbrochenen Geräuschen ausgesetzt, dem Poltern der Stiefel, den Stimmen der Männer, die sich verständigen müssen, und dem Klappern der Schreibmaschinen im Funkraum.

Vor allen Dingen aber fehlt den Menschen im U-Boot noch etwas ganz anderes, nämlich die Neigung, sich das Leben schwerer zu machen, als es ist. Die persönlichen Einschränkungen, die von allen mitgetragen werden müssen, sind infolgedessen auch eine Kraftquelle der Stimmung im U-Boot. Alle ziehen nicht nur im Hinblick auf den Erfolg an einem Tau, sondern alle leben gewissermaßen auch in jedem Augenblick an einem einzigen dicken Bindfaden, an einem „Tampen". Bleibt trotzdem das Leben sehr schwer in einem U-Boot? Auf diese Frage gibt es zweifellos viele und ernste Antworten. Aber wenn die U-Boot-Fahrer selbst solche Fragen hören, dann sieht man manche muntere, ja fast übermütig blitzende Augen. Sie könnten Zwölf- und Dreizehnjährigen gehören, die einen Gefährten zu einem besonders interessanten und echten Kampfspiel wilder, kräftiger Jungen einladen.

Kriegsberichter Klaus Fischer

1080

Frauen, die ihren „Mann" stehen...

Abschürfungen, Schnitt- oder Rißwunden bringen sie nicht aus der Ruhe. Hansaplast-elastisch hält durch seine Q-u-e-r-elastizität Wundränder klammerartig zusammen, man kann unbehindert weiterarbeiten.

hansaplast hilft heilen!

Fernando, der Hornist

Fortsetzung von Seite 7

bursche, dieser freche Hund! Die Soldaten stürzten hinunter. Sie schimpften, was das Zeug hielt; es war kein Zweifel, sie bleuten ihn erbärmlich durch, wenn sie ihn erwischten. Am liebsten aber hätten sie mit Steinen nach ihm geworfen, schien es, um ihn zu ersäufen. Wenigstens gebärdeten sie sich so. Schon schickte sich der eine an, seinen Rock abzustreifen, um Fernando nachzuspringen. Sie wollten doch nicht auch hören, daß sie unfähig wären, einen Lausejungen heil nach Irun zu bringen.

Da hielten aus rascher Fahrt einige Autos oben auf der Brücke. Der spanische General, der gerade noch gesehen hatte, wie Fernando über das Geländer setzte, stieg aus und rief mit hallender Stimme: Kommt sofort her!

Wie eine überlebensgroße Erscheinung ragte er mit hochgerecktem Arm über die Brüstung, wie ein mächtiger Geist befahl er denen da unten. Sofort hörte das Schreien auf, der flüchtende Schwimmer lenkte heran. Bestürzt flüsterten die Soldaten und halfen dem von Wasser triefenden Fernando ans Land. Der schüttelte sich wie ein nasser Hund und kletterte folgsam mit den beiden andern wieder zur Brücke hinauf.

Unterdessen war, von einem wachsamen Hauptfeldwebel benachrichtigt, der spanische Bahnhofsoffizier dort schon zur Stelle und berichtete seinem General, was er über den

Missetäter wußte. Fernando wurde es beklommen ums Herz, aber er riß sich zusammen. Mit schnellen Griffen strich er sich die nassen Haare hinter die Ohren zurück und umklammerte sein Horn, als könne es ihm Halt geben. Wie es der Vorschrift entsprach, riß er seine Ehrenbezeigung herunter und stand regungslos, die Augen fest auf den General geheftet. An seinen Füßen sammelte sich das Wasser zu einer dunklen Lache. Wenn die Sonne auch nicht so südlich geglüht hätte, Fernando wäre doch nicht kalt geworden, ein inneres Feuer brannte in ihm. Und als er nun in die gütigen, fragenden Augen des Generals blickte, spürte er: Wenn es jemals etwas werden könnte, dann mußte es jetzt gelingen.

Der General, ein großer, vornehmer Mann, hörte sich in Ruhe an, was der Junge da vor ihm erzählte. Er sah mehr, als ihm die junge Stimme sagen konnte, durch sie hindurch erblickte er, was dahinter steckte. Denn nun sprach sie von vielem, was er am eigenen Leibe erfahren hatte.

Auf der glutheißen Grenzbrücke hinter Irun, dessen Häusertrümmer noch vom Kampf um die spanische Freiheit zeugten, stand ein junger Bursch, eben wie eine Katze aus dem Wasser gezogen, eng schlug sich das nasse Zeug um seinen mageren Leib, schmal war er, doch Zähigkeit und eiserner Wille sprachen aus seinem Gesicht. Und vor ihm, etwas vornübergebeugt, hörte ein spanischer General zu und schaute durch den Jungen hindurch in eine Vergangenheit, die ihm nie verging.

Die Roten haben in Irun meinen Vater und meine Mutter erstochen, meine Schwester haben sie verbrannt, aus Zufall entkam ich ihnen.

Feuerschein glutete vor dem General über die Straßen, sengende Balken schossen funkelnd hernieder, Geschütze jagten den Tod in die Häuser, während die Maschinengewehre tackten und die Notschreie gehetzter Menschen dazwischen jammerten. Der General biß sich auf die Lippen. Sein Gesicht erstarrte. Übermächtig war die rote Brut. Sie fiel wie ein Heuschreckenschwarm über Nacht in die friedliche Stadt ein. Er mußte zurück, mußte einen Teil aufgeben, damit nicht alles und alle verloren waren, die er zu schützen hatte. Wollte er viele retten, mußte er einige hingeben, und schnell mußte er handeln, schnell. Frauen, Kinder und Greise blieben zurück, schon waren sie eingeschlossen. Den gewissenlosesten Brandstiftern und Mördern fielen sie in die blutverschmierten Klauen. Er hatte die elenden Scheußlichkeiten gesehen, zu denen sie fähig waren.

Wieder hörte er die junge Stimme: Damals haben mich Soldaten mitgenommen. Ich habe ihnen als Hornist gedient. Ich habe keine Verwandten mehr, aber ich muß sie rächen, ich muß gegen die Bolschewisten kämpfen.

Unbeweglich verharrte der General und horchte. Der stolze Geist Spaniens sprach aus diesem Jungen. Sie standen an der Grenze, hinter ihnen das Vaterland, zum Kampf bereit gegen die Mordbrenner, die einst die Fackel des Aufruhrs in die spanischen Städte schleuderten. Schon rollten die Züge nach Osten, um den siegreichen Kampf zu vollenden, Scharen von Männern, in denen der Wille zur Freiheit Spaniens glühte. Wenn das Feuer nicht in der Jugend ebenso brannte, würde es nicht wie flackerndes Stroh im Sturm zu tauber Asche verknistern?

Sie haben keinen Hornisten, sie warten doch auf mich.

Da erwachte der General. Er reckte sich auf, und wie unter geheimem Befehl nahmen alle, die ihn umstanden, Haltung an.

Blas das Signal zum Sammeln! befahl er. Fernando schüttelte mit raschem Griff sein Horn und setzte es an. Weit über die Bidassoa nach Irun und Spanien hinein schallte es und brach sich vielfältig in den Bergen.

Sie sorgen von jetzt ab für den Jungen, wies der General seinen Adjutanten an, ich halte ihn bei mir.

Ein neuer Zug brauste von Irun herüber. Wie Kletten hingen die Soldaten an den Türen und Fenstern. Sie winkten und sangen. Arriba Espagna!

Hinter dem Sitz des Generals stand der Junge aufgereckt im Wagen. Zum Angriff! befahl die dunkle Stimme feurig, und schmetternd, aufpeitschend und mitreißend drangen die gellenden Stöße des Horns in die nach Osten brausende Fahrt.

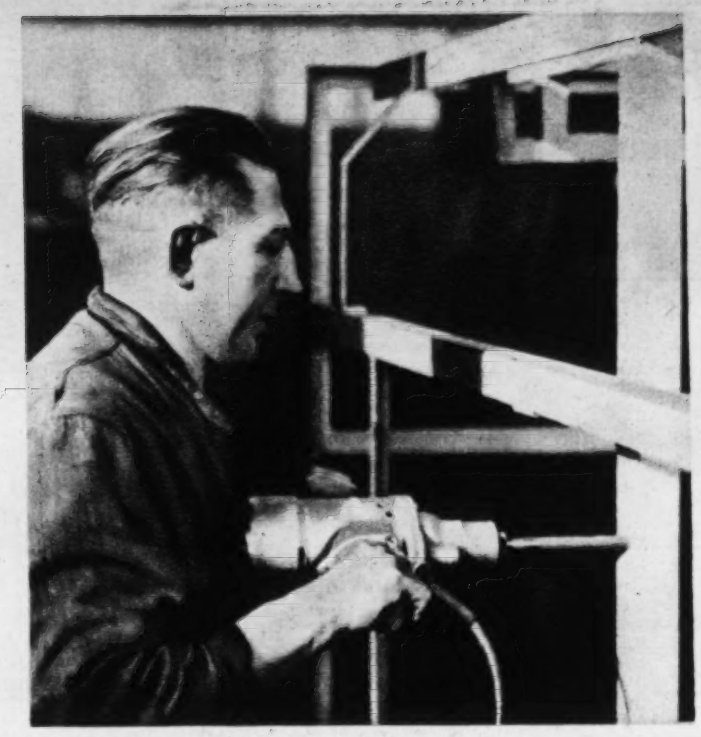
Wilhelm Niemeyer

Elektrische WERKZEUGE

Der Werkstattleiter hatte jedem seiner Lehrlinge eine elektrische Handbohrmaschine übergeben; jeder erhielt eine andere Type, die dann nach einiger Zeit gewechselt wurde. Auf diese Weise sollten sie sämtliche verschiedenen Ausführungen kennenlernen und auch merken, für welche Art von Arbeiten sich die betreffende Maschine am besten eignete.

Die Jungen gingen sofort mit Interesse an ihre Arbeit und sahen schon bald, wie einfach die Handhabung und Bedienung der Bohrmaschinen ist. Nur einer aus der Schar konnte mit seiner Maschine nicht fertig werden. Der Werkstattleiter hatte das erwartet und rief alle Lehrlinge, von denen bereits einige anfingen, über ihren Kameraden zu spötteln, heran und sagte: „Es ist nicht deine Schuld, daß die Maschine nicht arbeitet; ich habe dir nämlich eine Drehstrommaschine, Type B, gegeben, die für zwei Spannungen umschaltbar ist. Ich habe sie absichtlich auf 380 Volt geschaltet, und da wir hier 220 Volt haben, kann sie natürlich bei der niedrigen Spannung nicht arbeiten. Wir wollen sie einmal umschalten. So, siehst du", sagte er zu dem erleichtert lächelnden Lehrling, „jetzt tut sie ihre Schuldigkeit. — Merkt euch also", fuhr er fort, „Type B ist für zwei Spannungen, 125/220 oder 220/380 Volt, umschaltbar, während die kleinere Type ED nur für eine bestimmte Spannung, 125, 220 oder 380 Volt, gefertigt wird. Beide Typen können nur für Drehstrom gebraucht werden. Bei den Gleich-Wechselstrom - Maschinen liegt die Sache anders. Diese können an Gleich- oder Wechselstrom, und zwar in normaler Ausführung an 110 bzw. 125 oder an 220 Volt, oder an zwei Leitungen eines Drehstromnetzes angeschlossen werden."

Eine halbe Stunde vor Arbeitsschluß versammelte der Werkstattleiter nochmals die Lehrlinge um sich und gab ihnen einige weitere Erläuterungen: „Ihr wißt schon, daß je nach der Type der Bohrdurchmesser in Stahl bis 4, 6, 8, 10, 13, 15, 23 mm betragen kann, in Hartholz bis 50 mm. Die Drehzahlen, die bei Vollast etwa 3000 Umdrehungen in der Minute bei der kleinsten und 200 Umdrehungen bei der größten sind, hat man so gewählt, daß die günstigste Schnittgeschwindigkeit gewährleistet ist. Bei den Gleich-Wechselstrommaschinen steigt die Drehzahl beim Bohren kleinerer Lochdurchmesser an, so daß sich die Schnittgeschwindigkeit dem Bohrdurchmesser anpaßt. Ihr habt aber auch eine Zweigang-Bohrmaschine E 616 Z (Bild 4) kennengelernt, die mit einer Getriebekupplung versehen ist, die



Werkfotos Siemens (2)

durch einen Umschaltknopf betätigt wird. Die einstellbaren Geschwindigkeiten von 250 und 500 Umdrehungen sind bei laufender Maschine umschaltbar. — Für Montagearbeiten und für rauhe Betriebe und überall dort, wo eine ausreichende Wartung und Pflege nicht gesichert ist, eignet sich die Type ED. Für angestrengten Betrieb ist eine Hochleistungs-Bohrmaschine B 21 bestimmt, die 23 kg wiegt. Diese Maschine ist zum Bohren und Aufreiben größerer Lochdurchmesser bestimmt und schwersten Beanspruchungen besonders gewachsen. Sie ist das gegebene Werkzeug für Brückenbauanstalten, Kesselschmieden, Schiffswerften, Maschinenfabriken, Ausbesserungs- und Eisenbahnwerkstätten.

Für leichte Arbeiten gibt es leichte Maschinen, von denen besonders die Einhandbohrmaschine E 603 bemerkenswert ist. Ihr habt gesehen, daß sie besonders handlich, klein und leicht ist, nämlich nur 1,1 kg. Ich habe euch gezeigt, daß sie zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger gehalten und mit dem Ringfinger durch einen Druckknopftaster ein- und ausgeschaltet wird. Dieser setzt die Maschine beim Loslassen still. Eine andere Maschine von 2,3 kg Gewicht, die Type E 604 S, findet dort Verwendung, wo besonders scharfe Forderungen für genaues Anbohren vorliegen, und wo es sich darum handelt, mit stillstehendem Bohrer anzusetzen, durchzubohren und die Bohrspindel sofort wieder abzubremsen, also z. B. beim Abbohren von Leichtmetall-Nietköpfen.

Für das Bohren an schwer zugänglichen Stellen gibt es besondere Bohrmaschinen (Bild 5) bzw. leicht aufsteckbare Winkelbohrköpfe für normale Handbohrmaschinen bis zu 10 mm Bohrdurchmesser, mit denen es möglich ist, Bohrungen winklig zur Bohrmaschinenachse vorzunehmen, auch rechtwinklig dazu." *E. S.*

Männer der Front

(Fortsetzung von Seite 14)

nichts mehr hatten, warfen wir mit Steinen und hieben mit den Spaten. Und schließlich der Kölner Funker in einem Panzer-Spähwagen (OWm. Hans Goebels), der da sagt: „Hätte ich nicht meinen schweren Hals-Steckschuß erwischt, hätte ich auch nie die Liebe kennengelernt, die den Verwundeten in der Heimat zuteil wird. Erst nämlich, wenn einer wirklich hilflos ist, erfährt er, was Geborgenheit bedeutet! Grüßt mir den Schwarzwald!"

Aber hört noch von den beiden letzten, den vielleicht, wenn man das überhaupt messen kann, unermüdlichsten von allen: dem Pionier, der als Panzervernichter, bei sämtlichen Stoßtrupps aber als Bunkersprenger, Minenräumer und -verleger, Hindernisfachmann und -beseitiger, Brückenbauer — ach, der immer und überall als „Mädchen für alles" dabei sein muß... dieser Unteroffizier (Arthur König), der einmal in einer einzigen Woche fünfzehn Stoßtrupps mitmachte, der so manchen Panzer mit Sonderladungen „eindeckte", der mit einem Oberschenkelschuß nur fünf Tage „krank feierte", um gleich wieder an den Feind zu kommen, der das „Hurra" beim Einbruch in den feindlichen Graben so liebt, lächelt noch: „Nun ja, die meisten Sturmangriffe der Kompanie hab' ich mitgemacht — bisher hat es immer Spaß gemacht!"

Und zum Schluß — der „Sani" (Sanitäts-Feldwebel Herbert Gudlat), der bei seiner segensreichen Arbeit verwundet wurde, sich selbst aber allein operierte und, noch längst nicht ausgeheilt, wieder zu seiner Kompanie zurückeilte, als es ihm im Lazarett zu lange dauerte, „... ich kann doch nicht meine Kameraden allein lassen!" Könnt ihr euch schon vorstellen, was ein „Sani" bedeutet, dem alle blind vertrauen, der selbst im dichtesten mörderischen Feuer auch bei schwersten Verwundungen seiner Kameraden seine überlegene, hilfreiche Ruhe behält, der seinen Kompaniechef, dem beide Hände und ein Fuß abgerissen wurden, selbständig verband und behandelt, ohne den schon überlasteten Truppenarzt aus seiner Arbeit zu holen, der außer den wenigen eigenen Heiltagen ununterbrochen „mitwirkte" und nun zu seinem Goldenen Hitler-Jugend-Abzeichen die Nahkampfspange, das Sturmabzeichen und beide Eisernen Kreuze trägt — ja, wo der nicht ist, wird er, wo nötig, wie kein anderer vermißt! Denn wenn er seine Krankenträger nicht ausbildet, was er wie nur einer kann, kommt er und spielt auf der Geige und zaubert Ruhe, stillt und lindert...

Seht, in diesen Männern, die vor kurzem waren, was ihr noch seid, habt ihr das Bild unserer Infanterie, die über allem steht! Ihr Führer, der jugendliche stürmische Ritterkreuzträger, der Riga mitstürmte, bei Luga, an der Newa, bei Pogostje, im Wolchowkessel, bei Tschudowo und in der zweiten wie dritten Schlacht südlich des Ladoga-Sees mit dabei war — der siebenmal verwundet wurde und das Panzer-Sonderabzeichen trägt —, er wird es euch am besten bestätigen, wird euch selbst erzählen!

Die Auslese ist wohl die härteste, die sich überhaupt menschlich denken läßt. Aber das Große, das besteht, wird nur durch die unendliche Qual, immer alles einzusetzen, erworben. Darum kam noch niemals ein Held.

Was nützte es, euch allerlei Vergünstigungen, Urlaub, Orden und Versicherungen zu versprechen! Mit zugebilligten Ansprüchen findet keine Auslese statt. Nur das Leid segnet den, der es anerkannte, mit Unsterblichkeit.

Das ewig ragende Sinnbild aber des Kriegers ist immer der Kämpfer Mann gegen Mann; und er wird es bleiben. Die stolze Luftwaffe, die herrliche Marine und heute namentlich all die technischen Waffen mögen euch, ihr Kinder unserer elementar technischen Zeit, locken — alle Entscheidung aber wird stets nur durch die Infanterie vollzogen. Der einfache Grenadier, der Geplagteste unter dem Himmel, der Dreckigste der Erde, der Härteste bei Regen und Schnee, der Unvergleichliche im ausgelösten Feuer der gesamten Technik — er trägt allein das Endgültige des Sieges in sich. Auf ihn sind auch daher alle die gewaltigen Feuerkräfte versammelt, er allein hat allen, allen zu widerstehen, sie zu bestehen: denn er ist es ja, der auch die Pole des neuzeitlichen und des Urkampfes umfaßt! Er ist das Maß des Krieges überhaupt. Es gibt keinen erhabeneren Stolz als den, deutscher Infanterist zu sein!

„Das haben wir auch erst im Osten gelernt!" sagen alle. Hier sind wir „neu" geworden, die Träger einer neuen Zeit. Im Osten, diesem maßlosen Lande mit den unbeschreiblichen Entbehrungen und Leiden! Wie viele von ihnen haben die siegestrunkenen Feldzüge durch Polen, Holland, Belgien und Frankreich erlebt und haben kein Wort mehr dafür — nein, erst im Osten fing es „richtig" an! Darum kommt nun ein Stoßtrupp Ostfrontkämpfer, euch zu besuchen, ihr deutschen Jungen, und grüßt euch, unsere späteren Kameraden in Leid und Stolz, in Kampf und Sieg, in Zeit und Ewigkeit! Freiwillige vor!

Kriegsberichter Haro Trüstedt

Die Zeichnung der 1. Umschlagseite stammt von Salaw, die Aufnahme der 2. Umschlagseite von Soltmann. — Graphische Gestaltung: Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag Franz Eher Nachf. G.m.b.H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Ju

KOR

FISSAN ist sparsam im Gebrauch.

HAENEL-

Luftgewehre

„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport

Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen

Lieferung nach dem Kriege

C. G. Haenel,
Waffenfabrik

Vor dem Marsch – so ist's richtig! So verhütet Gerlachs Gehwol-Fußkrem Wund- und Blasenlaufen

An's Feldpostpäckchen denken

„he

und die tonführende

„Sybilla Brand"

können nur noch in kleinerem Maßstab geliefert werden.

Josefine Ranft
Pausa i. V. 4.

HAKU

Dem
ge
v

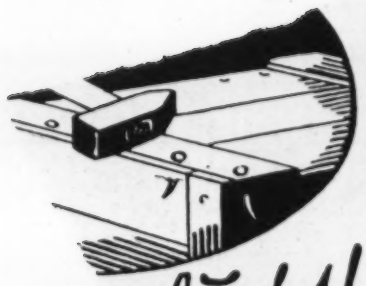
Paul: „Fein! Drei Päckchen für mich, das größte natürlich von der Mutter."

Peter: „Ihr könnt lachen, an mich hat dieses Mal niemand gedacht." Paul: „— O doch, — meine Mutter!"

„Zwei kleine S… wohl sie schon… eine für Dich… hast. Aber geh…

...-WERKE

...durch den Fachhandel zu beziehen



...pfüscht!

...wird sich
...Hand auf-
...zungen
...lie un-
...men
...gleich

...rik

Fußpflege ist keine nur ästhetische Angelegenheit, sondern die Erfüllung einer gesundheitlichen Forderung! Verhüte Wundlaufen! Beuge vor mit VASENOL-Fuß-Puder!

Vasenol